


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

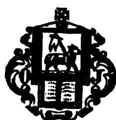
Adolf Friedrich Graf von Schack.

Adolf Friedrich Graf v. Schack.

Eine literarische Skizze

von

Dr. F. W. Rogge.



Berlin, 1883.
Verlag von Otto Janke.

Inhalt.

I.

Gervinus hat nicht das Richtige getroffen, als er die Meinung aussprach, mit Goethe sei 1832 die Poesie in Deutschland zu Grabe gegangen. Er hätte vielmehr sagen können, die Poesie sei unendlich vielseitiger geworden und habe Richtungen eingeschlagen, die Goethe und Schiller ganz fremd waren. Dadurch, daß uns Reisende, von denen Einer immer den Andern ablöste, alle Welttheile erschlossen haben, ist der Gesichtskreis ungemein erweitert, durch die Fortschritte auf allen Gebieten des Wissens der Geist freier, der Blick entfesselter und der Flug der Gedanken kühner geworden; er bewegt sich in ganz anderen Bahnen. Unsere Poesie leidet nur mehr als je unter der Ungunst der äußeren Umstände: wir besitzen keine Hauptstadt als Centrum der geistigen Interessen wie England und Frankreich und keine Aristokratie, die Sinn für die Dichtkunst hätte. Wie ganz anders ist das in dem verschrieenen Paris, wo von einem Bande Dichtungen von Victor Hugo in

wenigen Tagen 15,000 Exemplare verkauft werden. Wäre Adolf Friedrich Graf von Schack in England oder Frankreich geboren, er würde der Stolz und der Liebling des ganzen Volkes sein und in Aller Munde leben. In Deutschland kennen ihn bloß die Auserwählten. Indeß dauert Alles in der Welt seine Zeit und so auch der Indifferentismus, unter dem jede höhere und idealere Bestrebung bei uns gegenwärtig zu leiden hat.

Zuerst publizirte Schack einen Band Poesien, von welchem seitdem mehrere Auflagen erschienen sind. Die Welt mochte begierig sein, zu erfahren, was den berühmten Gelehrten veranlaßt haben konnte, sich unter die Poeten in Deutschland zu mengen. Ich selber nahm das elegant ausgestattete Buch nicht ohne Befangenheit zur Hand, fühlte mich aber sofort freudig überrascht, als ich diesen Perlenschatz edelster Poesien näher betrachtete und mich in seine seltenen Schönheiten vertiefte. Fragt man, welcher Ton Schacks Gedichte durchwehe, so ist die Antwort darauf: er schlägt so viele Töne an, als die Leier Apollo's Saiten hat. Nur einen vermißt man in ihnen, den subjektiv-erotischen, insofern es sich um eine und dieselbe Gestalt handelt, welche der Dichter immer von neuem feiert und poetisch verklärt. Was wir finden, sind einzelne köstliche Beeren, keine vollen Trauben am Weinstocke der Liebe. Die erotischen Gedichte sind mehrentheils Klagelieder, so:

Von dunklem Schleier umsponnen
Ist mir das Tageslicht;
Wohl steigen neue Sonnen —
Ich seh' sie nicht.

Mir schweift der Blick hinüber
In Weiten, dämmerfern;
Vom Himmel blinkt ein trüber
Einsamer Stern.

Ein Mädchen bleich von Wangen
Winkt mir von drüben zu:
Ich bin vorangegangen,
Was zögerst Du?

Oder das folgende:

Das singt und flötet in den Zweigen
Und zirpt und schmettert auf der Flur,
Zum Himmel mit den Lerchen steigen
Die Freudenrufe der Natur.

Ein Sausen geht wie Jubelchöre
Von Ast zu Ast, von Baum zu Baum;
Die düstre Tanne selbst, die Föhre
Erweckt es aus dem Wintertraum.

Hinunter jauchzt in alle Schluchten
Der stürzenden Gewässer Schwall;
Froh tönt am See von Bucht zu Buchten
Des Wogenschalles Widerhall.

Doch Trost gibt mir der Stimmen keine
In all dem Jubel und Gesang,
Denn stumm für immer ist die Eine,
Die süßer mir als alle klang.

Er hat aber eine Schatzkammer mit sehr vielen verschlossenen Truhen, und er könnte eines Tages deren eine öffnen und uns mit einem Petrarca'schen Blüthenregen der süßesten Liebe überschütten. Sind doch alle Dichtungsarten in ihm vertreten; er führt den unheimlich blutigen Dolch der Melpomene und treibt vor sich her den Schalk Aristophanischer Ausgelassenheit. Er weiß Alles mit seiner Poesie zu umkleiden; in dem heitern Gewande eines Ariost führt er uns die politischen und gesellschaftlichen Zustände unserer Tage vor und läßt seinen Witz und Humor ein neckisches und belustigendes Spiel mit ihnen treiben.

In der Lyrik ist es der Wahlspruch seiner Muse: Odi profanum vulgus et arceo! Nur der Hochgebildete vermag dem Adlerfluge seiner Poesie in die sonnigen Regionen des Lichtes zu folgen. Schack ist als Lyriker gedankentief und erhaben. Eine wahre Hamletsnatur grübelt er nach über die Räthsel des Daseins und sucht ihnen von allen Seiten näher zu kommen. Ueberall spricht aus ihm die Sehnsucht nach dem Unendlichen. Wir werden ihn da in den „Nächten des Orients“ und in den „Weihgesängen“

noch näher kennen lernen. Seine Grundansicht scheint hinauszulaufen auf:

> Wir sind die Pilger in des Weltalls Räumen,
> Unendlicher und göttlicher Natur!

Weiter kommen wir freilich damit auch nicht, denn wenn wir auf der Leiter der Gedanken in den Himmel steigen könnten, so wären wir längst da droben. Aber die Sehnsucht nach einer höheren Welt liegt nun einmal in dem hoffenden und denkenden Menschen, und der Geist im Fleische sucht den Schleier zu lüften, der seine Zukunft deckt.

Die drei Bücher, in welche der Dichter diesen lyrischen Band eingetheilt hat, enthalten reiche Schätze, die Niemand ohne Genuß kennen lernen wird. Gleich das erste Gedicht „An den Genius", dem er seinen Dank ausspricht, daß er ihm das Leben geistig so genußreich gestaltet hat, ist wunderschön. Dieser Genius hat ihn geführt zu:

> „Indiens Weisen,
> Wo Ganga rauscht um Wasserlilienbeeten",

zu den Parsen, die bei dem heiligen Schein des Feuers beten, und mit den kühnen Wüstensöhnen Arabiens hat er seinen Schützling in ihrer eigenen Sprache vertraut reden lassen. Er hat ihn in Italien heimisch gemacht, und am Grabe Achills die Welt Homers aus den Meereswogen vor ihm emporsteigen

lassen, dann ihn nach Egypten geführt, wo er in dem hundertthorigen Theben, an eine Sphinx gelehnt, Urwelträumen nachhing, die viele Jahrtausende umspannten. Der Dichter schließt diese Ode:

Und sei's, führst Du dereinst, o Genius,
Die letzte mir herauf der Erdensonnen,
Zum großen Gange gieb durch Deinen Kuß
Die Weihe mir! unsterblich sind die Wonnen,
Ich fühl' es, die mir Deine Huld verlieh;
In's Jenseits auch hinüber nehm' ich sie.

Man sieht, die Welt, in die uns Schack führt, ist eine solche, die uns bisher fremd war; wir finden da nicht das ewige Einerlei von heut und gestern.

Ein vortreffliches Gedicht in prachtvollen Terzinen ist das an Mendelssohn, das sich auf eine Osterfeier im Dom zu Frankfurt bezieht, bei welcher der Meister kurz vor seinem Tode die Orgel spielte. Die Sprache rollt majestätisch daher, wir hören in den Versen die Töne der Orgel wallen und wogen, bald lieblich wie Frühlingsgesäusel, bald tosend wie das sturmbewegte Meer. Dann verwandelt sich wie durch Phantasmagorie Alles um uns her; wir sehen den Heiland der Welt in Grabestüchern daliegen, die Frauen kommen mit Spezereien, um ihn in Weihrauch zu hüllen. Zu ihnen gesellt sich die schmerzensreiche Mutter, um sich an dem Grabe des Sohnes auszuweinen. Da stürzen die Engel vom Himmel

hernieder, werfen sich auf die Leiche und fächeln sie mit ihren Schwingen. Das Dunkel verwandelt sich in Licht, es erklingt von oben wie Musik der Sphären:

Ich hörte aus des Abgrunds tiefsten Spalten
Den Jubelchor wie ferner Meere Branden,
Ich hörte, wie die Himmel widerhallten:
Der Heiland ist aus seiner Gruft erstanden!

Wie der Dichter nun noch in diesen wundervollen Melodien schwelgt und die Erinnerung an den Zauber derselben in sich wach ruft, durchfliegt die Trauerkunde von Mendelssohns Tode Deutschland. Er schließt:

Ich aber hielt zurück die Todtenklage
Und dachte still: Er war nicht von hienieden,
Von sel'gen Geistern ward er heimgetragen.

Rührend und tief ergreifend ist „der kleine Franz", dessen Tod der Dichter aus der kindlichen Natur heraus schildert und den er sich dann denkt in verklärter Gestalt, mit allen Gütern und allem Wissen seliger Geister ausgestattet. Nie wird der Leser dies Gedicht aus dem Gedächtniß verlieren; aber wenn er je Aehnliches erlebt hat, wird er kaum wagen, es wieder zu lesen, so rührend schön ist es.

Die Sammlung gleicht einer Gemäldegallerie; man kann nicht alle Bilder besprechen, sondern bleibt

hin und wieder vor den schönsten stehen. Dahin gehört: „Am Grabe Conradin's in Neapel."

Du Staufe, dem zum Throne
Ein Blutgerüst verliehn,
Der statt der Kaiserkrone
Den Kranz von Rosmarin,

Statt Hermelin und Seide
Ein Leichentuch geerbt
Und es zum Purpurkleide
Mit eignem Blut gefärbt;

Der nun am wälschen Strande
Wo fremd die Woge schäumt,
In fremder Männer Lande
Den Lebensschlaf verträumt;

Mich grüßt von Deinem Steine
Der Heimathklang so traut,
Wie Dich in Deinem Schreine
Vielleicht mein deutscher Laut.

Nimm freundlich hin die Gaben,
Die Dir die Liebe streut,
Die Grüße, die dein Schwaben
Durch meine Hand Dir beut;

Zwei grüne Eichenreiser,
Am Staufenschloß gepflückt,
Wie sie, Du junger Kaiser,
Dir oft das Haupt geschmückt,

Wenn über Alp und Kuppe,
Vom Waldesgrün umwogt,
In froher Jägertruppe
Ihr aus zum Birschen zogt.

O schlügen tief und tiefer
Sie Wurzeln in dem Stein,
So wie auf kahlem Schiefer
Die Tannen stolz gedeihn

Und streuten sie als Bäume,
Von frischem Grün umlaubt,
Dir liebe alte Träume
Ums frühgesunkne Haupt!

Dann statt des dumpfen Ave,
Das durch die Wölbung hallt
Umspielte Dich im Schlafe
Ein Ton, der süßer schallt,

Ein Ton aus besserm Dome,
Aus deutschem Eichenhain,
Ein Gruß vom Donaustrome
Und vom geliebten Rhein.

Und säuselnd stiege nieder
Aus grünem Laub der Klang,
So süß wie Uhlands Lieder
Und Walthers Minnesang.

Wetterprächtig schön ist „Der Tod der Nachtigall,“ wovon der Schluß lautet:

Sanft glitt Dein Lied, das leisgehauchte,
Auf Rosen und Jasminenduft,
Der ringsher aus den Kelchen rauchte,
Zu mir durch sommerschwüle Luft.

Doch stärker ward der Aeste Sausen
Des Donnerkrachens Widerhall;
Laut immer lauter durch das Brausen
Des Sturms quoll Deiner Stimme Schall;

Und ob der Blitz mit lohem Strahle
Hernieder auf die Wipfel fuhr,
Hoch jauchzest Du in dem Chorale
Der um Dich jubelnden Natur.

Mit Geistern war's ein Zwiesprachhalten,
Ein Stürzen in das ew'ge Licht,
Ein Schauen himmlischer Gestalten,
Wie in Ezechiels Gesicht.

Und, wo selbst der Prophet mit Zagen
Den Blick gesenkt und heil'gem Graun,
Wie wolltest Du's, o Kleine, tragen,
Die Gottheit unverhüllt zu schau'n?

Beim Frühroth rollte durch das Wetter
Ein letzter mächt'ger Donnerklang,
Durch den Dein jubelndes Geschmetter
In hohem, vollem Hymnus drang.

Glorreich durch's Dunkel stieg die Sonne,
Da sankst Du zuckend erdenwärts;
Der Donner schwieg; im Sturm der Wonne
Gebrochen war Dein kleines Herz.

Sehr innig spricht uns „der Jubelgreis" an, eine Huldigung dem Alter dargebracht, die uns den Dichter als Menschen liebgewinnen läßt. — Tief ergreifend sind die „Lieder der Trauer" und der kleine Cyklus „Aus der Heimat", woraus hier nur ein paar Proben:

Nimm, Herr, von meiner Brust die Klammer,
Die auf ihr lastet, schwer wie Erz!
Allein kein Truggebild verhehle
Den blut'gen Riß in meiner Seele;
Nicht Tröstung such ich meinem Jammer,
Ich flehe nur um tiefern Schmerz.

Was soll die Täuschung mir, die kurze?
Was mir ein öder, armer Trost?
Nein, reiß mir tiefer auf die Wunden,
Damit mein Gram, der Haft entbunden,
Hinflute gleich dem Wassersturze,
Der von dem Felsen niedertost!

und die folgende:

Wie öd und ausgestorben Alles!
Und dennoch tönt aus jedem Gang
Ein Flüstern mir, ein leises Regen,
Das mich mit Schauer füllt, entgegen,
Ein Echo gleitet matten Schalles
Geheimnißvoll die Wand entlang.

Oft flieht mein Schlaf in nächt'gen Stunden,
Wenn im Kamin das Heimchen zirpt;
Die Wanduhr, die seit Jahren stumme,
Beginnt von neuem ihr Gesumme,
Als ob sie zählte die Sekunden
Am Bett des Kranken, eh' er stirbt.

Dann rauscht es in den Vorhangfalten,
Auf allen Treppen wird es laut,
Ich höre Rufe, wehgebrochen
Und an den Thüren schallt ein Pochen,
Ein Schimmer gleitet durch die Spalten.
Vor welchem meiner Seele graut.

Bewegen seh' ich sich die Klinken
Von Händedrücken mir bekannt;
Ich öffne, und im matten Lichte
Schaun mit gebleichtem Angesichte
Mich Schattenbilder an und winken
Zurück mir mit der weißen Hand.

Hinweg! hinweg! Von allen Seiten
Starrt Schrecken hier auf mich herab!
In diesem Haus erstarb das Leben,
Doch irrend noch zur Nachtzeit schweben
Die Geister der vergangnen Zeiten
Um meiner Jugendfreuden Grab.

Zahlreiche Gedichte führen uns Bilder aus fremden Ländern vor, aber immer stimmungs- und seelenvoll, so daß das Gemüth des Dichters sich in

der äußern Natur widerspiegelt. Welchen melancholischen Reiz athmen z. B. die folgenden Verse, die in La Cava bei Neapel gedichtet sind:

Mit ihren Heerden kehren heim die Hirten,
Indessen langsam sich die Sonne senkt
Und Wald und Flur und das Gebüsch der Myrthen
Mit ihrem Strahlenregen tränkt.

Schon liegt der Schatten auf den Rebgeländen
Und in den Schluchten, wo der Bergstrom rollt,
Die schlanken Pinien an den Felsenwänden
Nur schimmern noch im Sonnengold.

Auf Berg und Thal welch märchenhaftes Schweigen!
Kaum daß der Abendwind die Schwinge regt
Und aus den Mandel-, den Granatenzweigen
Die heißen Düfte weiter trägt.

Und dennoch durch die allgeheime Stille
Schleicht, kaum vernehmbar, ein gedämpftes Ach!
Und schluchzt durch Schmelz und Duft und Blüthenfülle
Hernieder mit dem Silberbach.

Und laut und lauter klagt es, wie im Westen
Des Lichtes letzter matter Schein verfliegt
Und sanft der Nachtwind in den Lorbeerästen
Die Nachtigall in Schlummer wiegt.

O große Mutter, das ist Deine Trauer!
Weg scherzt des Tages bunter Glanz sie nur,
Nachts aber weinst in dichter Haine Schauer
Du Deine Schmerzen aus, Natur!

„Rhede von Rhodos“ zeigt uns in einem Traumgesichte die Weltstadt Rhodos mit ihrem Koloß und dem Hafenverkehr der ganzen damaligen Welt, das Leben in Tempeln und Theatern und in den Werkstätten der Bildhauer und Maler. Der Traum verweht und der Dichter sieht statt all der ehemaligen Pracht und Herrlichkeit nur Hütten von Lehm. — „Auf dem Nil“, ist ein hochpoetisches Gemälde, in welchem uns Aegypten mit seiner fünftausendjährigen Vergangenheit, mit all seinen Lichtseiten und Schlagschatten vorgeführt wird:

Welch ein Geheimniß bergen Deine Wellen,
O alter Nil, der ferneher,
Wo Tropensonnenstrahlen Deine Quellen
Am Gletscherhaupt des Mondgebirgs erhellen,
Du sinnend gleitest in das Meer?

An Säulenstürzen, die schon Trümmer waren,
Da Nacht Europa noch umschlang,
Zieht mit den hochgehalsten Dromedaren,
Umweht vom Staube von fünftausend Jahren,
Der Karavanenzug entlang.

Vorbei! Stets weiter werd' ich fortgezogen,
Als ende nimmerdar die Fahrt;
Wie traumhaft murmeln um mein Haupt die Wogen,
Und Sterne tauchen auf am Himmelsbogen,
Die nie des Nordens Blick gewahrt.

Ferner: „Das unbekannte Grab," Verse, die durch ein in der Wüste einsam gelegenes Grab hervorgerufen sind und in welchen der Dichter in die unvordenkliche Vergangenheit versinkt:

Wer gibt mir Kunde von der Zeit, der langen,
Die schon auf Erden war?
Wer nennt mir eine, die nicht schon vergangen,
Und wär' es Platos Riesenjahr?

Selbst fühl' ich hier das Haupt mir von der Schwinge
Des Todesengels schon umkreist,
Und schwindelnd in die große Nacht der Dinge
Versinkt mit Zagen mir der Geist.

O Mensch, mit Deinem Schaffen, Deinem Streben
Du Opfer der Vergessenheit,
Was zählst Du Deine Jahre? Nur im Leben,
Allein im Tod ist keine Zeit.

Im Tod ist keine Zeit. Führt er als Beute
Dich heute noch zum Hades ein,
So wirst Du in dem Schattenreich noch heute
Gleich alt mit König Cheops sein.

Wir haben jetzt den Blick auf einige Balladen zu werfen. Obwohl bei unserem Dichter das Meiste den Stempel des Erhabenen trägt, und man glauben sollte, der Volkston läge ihm fern, so weiß er doch auch diesen meisterhaft zu treffen. Die Sammlung

enthält drei derartige Gedichte: „Der Kadet" „Der Husar von Auerstädt" und „Dembinsky," die alle drei sehr populär geworden sind. Schack macht überhaupt den Eindruck, als sei ihm in der Poesie nichts unmöglich; was er angreift, gelingt ihm auch. Die übrigen Balladen, deren sich viele unter seinen Gedichten befinden, sind mehr im Kunststile. In „Evadne" ist das lodernde Feuer der liebenden Jugend, deren ganze Welt, im Leben wie im Tode, nur in dem Geliebten ruht, mit der vollen Farbenpracht einer blühenden Phantasie zur Darstellung gebracht. Das Gedicht ist zugleich ein sprachlich-musikalisches Meisterwerk.

Zu den Perlen der Poesie gehört „Stesichoros." Der griechische Dichter Stesichoros fühlt sich in seinem Alter von seinen jüngern Zeitgenossen vernachlässigt und verlassen, und wehmüthig ruft er aus:

O Wonne, wenn die Thyrsusstäbe
Wir jubelnd schwangen himmelan,
Und in das goldne Naß der Rebe
Die Thräne der Begeistrung rann;
Wenn in den Arm ich dann die Leier,
Die heil'ge nahm und weihevoll
Der Hymnus zu der Götter Feier,
Zum Lobe der Heroen scholl!

Das Alles schwand; zurückgeblieben
Bin ich in einer fremden Welt,
Was sie mißachtet, muß ich lieben,
Und hassen das, was ihr gefällt.

Den Alten fassen nicht die Jungen,
Vergebens war's, daß ich gestrebt,
Und meine Lieder sind verklungen
Als hätt' ich nimmerdar gelebt!

Als er nun, in diese Betrachtungen versunken, das Haupt in den Sessel zurückgelehnt, dasitzt, im Auge die Thräne, da tritt ein Jüngling von himmlischer Schönheit, die Locken bekränzt, durch das Thor und hinter ihm schüchtern ein Chor von Jungfrauen. Der Jüngling bittet um Obdach für die Nacht, sie sind auf dem Wege nach Enna zur Tempelweihe, wo sie nur die Lieder des Dichters singen und dieselben auch für künftige Geschlechter aufbewahren werden. Stesichoros nimmt sie gastlich auf und bewirthet sie froh und festlich. Da beginnt der Chor der Jungfrauen einen Hymnus zu den Lyratönen des Jünglings, so unaussprechlich schön, wie er nur in dem goldenen Festsaal des Zeus im Olymp von den Lippen der Musen zu ertönen pflegt, und der in die süßesten Melodien eingewiegte Geist des Dichters entschwebt auf den Schwingen des Gesanges nach den Gefilden der Seligen. Seine Gäste waren der Gott Apollo und die Musen „mit dem Veilchenkranz im Haar!"

„Das Bahrrecht" ist eine Ballade von erschütternder Wirkung. Graf Otto, angeklagt seinen Oheim ermordet zu haben, besteht dreimal die Folter und wird hierauf als Unschuldiger freigesprochen. Da ruft die Schuld das Gewissen in ihm wach und voll-

zieht an ihm, als dem wirklichen Mörder, ihr grausiges Gericht. — Der Held von „Himilkon“ ist ein trotzender Titane, der, während er sich den Dolch in die Brust stößt, seine Absicht ankündigt, die Götter drüben wegen ihrer auf Erden verübten Ungerechtigkeiten vor sein Gericht zu laden. — Gleich vortreffliche Balladen sind noch: „Mahmud der Gasnevide,“ „die seligen Inseln,“ „Metella,“ „der Triumphator.“.

In dem dritten Buche steigert sich die Zahl der bedeutsamen Dichtungen noch mehr. In den Versen: „Auf dem Pik von Teneriffa“ beschäftigt sich der Dichter mit den finstern Gewalten, die in der Menschenbrust ruhen, wie in dem Abgrund des Kraters die dunklen Erdkräfte. Aber in „Notturno“ und „Barcarole“ ist sein Herz schon wieder voll Liebe und Sehnsucht, und er nimmt freudig Theil an dem heitern Gastmahl des Lebens. Sein Schwermuth gleicht dem leichten Gewölk, das an dem Monde vorüberzieht, ohne uns den Sommer und seine Nächte mit all ihren Wonnen zu verleiden. In seinen Adern roll jedenfalls gesundes Blut, und daher artet nichts krankhaft bei ihm aus.

Im „Theater des Dionysos“ führt uns der Dichter in einer Traumgeschichte zu Athen die Eumeniden des Aeschylos auf der Bühne vor. Das Gedicht ist im elegischen Metrum verfaßt. Antike Formen treten in dem Buche nicht weiter auf. Gleich daneben, in dem Gedichte: „Bei Athen“ besucht der

Dichter die Stätte, an der Sokrates gern verweilte; er sieht den schönen Phädros an seiner Seite und hört die Cicaden schmettern, wie sie der griechische Weise gehört hat; dann ergießt er sich in Klagen über das Athen von einst und das von jetzt.

Was übrigens für eine heitere, lebensfrische Natur Schack ist, zeigt er so recht in den beiden Gedichten: „Herbstfeier auf der Villa M. bei Rüdesheim" und „Auerbachs Keller." Das erste ist voll übersprudelnder Lebenslust und Zecherlaune und das zweite eine geniale Jugenderinnerung aus der Zeit der auch noch jetzt grassirenden Goethomanie, höchst schalkhaft, voll feiner Neckereien und nicht zu verkennender Ironie. So wechseln in der ganzen Sammlung Stoffe, die unmittelbar aus dem frisch pulsirenden Leben gegriffen sind, mit den erhabenen Gestalten einer untergegangenen Welt immer von neuem ab und erheitern und erquicken den Geist, oder erheben ihn und regen ihn ideal an.

Die „Gedichte aus Granada", elf an der Zahl, schwelgen in der versunkenen Herrlichkeit Spaniens zur Zeit der Araber. Der Verfasser ist so gut wie zu Haus in dem „Land des Weins und der Gesänge," er sucht alle Stätten auf, an denen ehemals Liebe und Schönheit, Ritterthum und Ehre blühten, und gießt über sie den Zauber seiner Poesie in feiernden und klagenden Tönen. Wie so viele seiner Gedichte, so ragen auch diese durch hinreißende Naturmalereien,

durch Gedankenfülle und eine seltene Anmuth der Darstellung hervor. Aus den Hallen der Alhambra, die in ihrer zauberhaften Pracht geschildert werden, wirft der Dichter wehmüthige Blicke auf das Volk, das sie einst bewohnte:

Erloschen ist der Stern von Jemen,
Zerstört die Welt, die er beschien,
Nichts blieb zurück als bleiche Schemen,
Die nächtlich um die Trümmer ziehn.

Vergebens, daß ihr nach dem Volke,
Vor dem die Erde bebte, fragt;
Wie nach dem Sturm die letzte Wolke
Verlassen durch den Himmel jagt,

So, wo im scheitelrechten Brande
Der Sonne alles Leben dorrt,
Irrt es in Maghribs weh'ndem Sande
Unstät dahin von Ort zu Ort.

Blickt hin, wo zitternd die Gazellen
Den Schakal fliehn, der heiser bellt!
Heiß schlägt die Wüste ihre Wellen,
Im Hauch des Samum klappt das Zelt;

Gekauert auf die dürre Erde,
Gebräunt der Nacken und der Arm,
Liegt — um ihn her die magre Heerde —
Halbnackend der Kabylenschwarm.

Nichts nennt er sein, als das Gestrüppe
Des kahlen Bodens, das ihn nährt,
Für seine Schafe eine Krippe,
Den Stein für seinen Feuerherd.

Oed ist der Geist den Wüstenkindern,
So wie die Erde um sie her,
Es hat, um ihre Pein zu lindern,
Ihr Auge keine Thräne mehr.

Einmal im Jahr nur, wenn die Horden
Am Abend vor den Zelten stehn
Und über sich zum fernen Norden
Die Kranichheere fliegen sehn:

Dann quillt von ihren Lippen leise
Ein Seufzer, ihre Thräne rinnt,
Der Jüngling sinkt ans Herz dem Greise,
Die Mutter hebt empor das Kind.

Und sehnsuchtsvoll in stillem Harme
Sehn sie dem fliehn'den Zuge nach,
Zum Himmel breiten sie die Arme,
Von Mund zu Munde fliegt ein Ach!

Grüßt, Vögel — rufen sie — die schöne
Granada, uns'rer Väter Glück!
Nach ihr, der Mutter, schaun die Söhne
Mit sehnsuchtsvollem Blick zurück.

O einmal nur, den wir besessen,
Den theuern Boden wiedersehn,
Ihn küssen und mit Thränen nässen —
Dann möchten wir zu Grabe gehn.

Zum Eintritt ladet noch die Schwelle
Des Hauses, das uns einst gehört,
Im Hofe rauscht die alte Quelle,
Das Feuer knistert noch am Herd.

Die Schlüssel zu der Eltern Thüren
Bewahren wir mit treuer Hand;
Wer aber wird zurück uns führen?
Wer kennt uns noch im Vaterland?

Weh! schon in immer weitrer Ferne
Sehn wir die Wandervögel fliehn;
Es dunkelt; laßt beim Schein der Sterne
Uns weiter durch die Wüste ziehn!" —

Die Ballade „Malcolm's Mörder" zeigt uns, wie die Nachtunholdin Erinnys dem Frevler unmittelbar nach der bösen That auf den Fuß folgt und ihr grausenerweckendes Gesetz an ihm vollzieht.

Es folgen nun noch zehn Gedichte, die alle ihrem trefflichen Inhalte, wie ihrer poetischen Behandlung nach, von Werthe sind und die hier bloß unbesprochen bleiben, weil wir noch so viele Werke zu betrachten haben.

Wer über Schacks Lyrik ein Gesammturtheil fällen will, gelangt zu der Ueberzeugung, daß dieser Dichter manche, lediglich ihm eigene Vorzüge besitzt. Derselbe erhielt von der Natur eine ungemein reiche Ausstattung der ausgesuchtesten Gaben des Geistes. Er besaß einen durch nichts zu stillenden Wissens-

drang, und es stand ihm nichts im Wege, diesen nach seinem eigenen Ermessen zu befriedigen. So machte er sich schon in seiner frühen Jugend mit Allem bekannt und vertraut, was die Elite der Geister in Kunst und Poesie und auf allen Gebieten der Wissenschaften geleistet hat. Er wurde nicht allein heimisch in Griechenland und Rom, sondern auch in Arabien, Persien und selbst in dem fabelhaften Indien. Durch einen eisernen Fleiß setzte er sich in den Besitz sowohl der abendländischen, als der meisten orientalischen Sprachen. Nachdem er gründlich vorgebildet, mit einer außerordentlichen Gelehrsamkeit ausgerüstet war, erwachte in ihm der Drang und die Sehnsucht, an Ort und Stelle mit eigenen Augen kennen zu lernen, was er bisher nur aus Büchern geschöpft hatte, und er ruhte nicht, bis er dies Verlangen befriedigt hatte. Dadurch aber gewann er einen unberechenbaren Vortheil. Zufolge seiner tausendfachen Belesenheit kannte er die glänzendsten und schönsten Stoffe, die noch auf die Behandlung eines Dichters warteten, und durch seine eigene Anschauung so vieler Länder konnte er ihnen die richtigsten Lokalfarben verleihen. Bei ihm haben wir stets das Gefühl, seine Schilderungen seien naturtreu.

Der Grundzug von Schack's Poesie ist Adel und Hoheit der Gesinnung, eine tiefe Sehnsucht nach dem Unendlichen. Wenn seine Dichtungen, wie alle Kunst, nur sich selbst zum Zwecke haben, so tritt uns doch

aus ihnen ein ethischer Endzweck unverkennbar entgegen: er möchte die Welt und die Menschen gern edler und idealer erziehen, als er sie vorgefunden hat. Er zeichnet sich durch eine Lebensfrische und eine Elastizität des Geistes aus, die wahrhaft in Erstaunen setzen; es blitzt und leuchtet in seinen Poesien überall von großen Gedanken, er hat für das Liebliche, wie für das Erhabene stets den entsprechenden Ausdruck. Als Stilist besitzt er in der Lyrik seine eigene Sprache. Von Hölty und Gleim bis auf die Dichter der Gegenwart brauchte man zu Reimen vorherrschend nur Hauptwörter und Verba, wodurch eine gewisse Monotonie nicht zu vermeiden war. Schack dagegen reimt alle grammatikalischen Formen bunt durcheinander; seine Reime sind oft so wunderbar verschlungen und machen so verwickelte Windungen und Wendungen, daß man stutzig wird und denkt, er werde aus diesem Labyrinth sich gar nicht wieder herausfinden, und doch gelangt er mit der größten Leichtigkeit an das Ziel. Seine Verse sind voll Klang und Melodie, und die ganze Pracht und Majestät der deutschen Sprache ist in ihnen verkörpert. Doch verliert er sich nirgends in Künstelei.

II.

Zur weitern Begründung des bisher Gesagten mögen hier dienen die

Weihgesänge.

Dieselben heben uns im höchsten Schwunge der Begeisterung aus dem verworrenen Treiben des Erdenlebens empor in die Regionen des Lichts, wie dies schon das Einleitungsgedicht andeutet:

Auf! aus unsern Erdennächten,
Drin du zagend irrst, verwaist,
Von den Sorgen, die dich knechten,
Ringe dich empor, mein Geist!

Arm ist, wer in seinem engen
Kreis das Ich gefangen hält,
Aber denen, die ihn sprengen,
Blüht und duftet reich die Welt.

Fühle jenes mächt'ge Ganze,
Das uns Alle trägt und nährt!
Sonne dich in seinem Glanze,
Wärme dich an seinem Herd!

Auf der kleinen matterhellten
Erde nicht, die jetzt dich bannt,
In dem großen All der Welten
Ist der Menschheit Vaterland,

Und die Wesenschaaren alle,
Von des Abgrunds tiefstem Schlund
Bis zum höchsten Sonnenballe
Eint Ein großer Geisterbund.

Im freudigen Vertrauen auf den steten Fortschritt der Menschheit zu immer höherer Vollkommenheit feiert der Dichter alles Große und Schöne im Weltleben und aus dem Buche der Geschichte. Der Leser wird sich von einem wahren Cascadensturz von hochgehenden Gedanken und von einem Strome idealer Gefühle und Empfindungen bestürmt sehen, wie er in gleicher Fülle kaum noch in andern Gedichten zu finden sein möchte.

Wir wollen auf einzelne Stücke aufmerksam machen, die uns mit unwiderstehlichem Zauber gefangen nehmen. Dahin gehört vor Allem der Gesang: „Eros", der in wundervollen Bildern die Liebe als die höchste, das Weltall beherrschende und beseligende Macht feiert und von dem hier der Schluß stehen möge:

Komm Liebe, allerhabne!
Auf uns in Staubesnacht Begrabne
Gieß deinen Odem nieder, mächt'ger Geist,
Der du der Seele Grabesbande sprengst
Und der ermatteten, der längst
Verzweifelten, die Schwingen leihst,
Auf denen sie, erstanden von den Todten,
Ihr Flug dahin durch alle Himmel reißt!

Dir heben sich mit mächt'gen Flügelschlägen
Der Menschheit große Hoffnungen entgegen;
Zu lösen ihres Daseins wirren Knoten
Vermagst du einzig, Weltbefreierin!
Gleich wie der Sonne goldner Strahlenregen
Die kreisenden Gestirne tränkt und hin
Durch die Unendlichkeit von Ball zu Ball
Sich schwingt, bis durch das weite All
Ein göttlich Feuer brennt und flammt und loht
Und selbst im Erdenschoß ein Morgenroth
Aufdämmert, draus mit tausend Augen
Ihr blitzend Licht die Edelsteine saugen,
All unser Fühlen so und Sein und Denken
Mit deinem Glanze sollst du tränken,
Bis deine reine Gluth allein
In allen Herzen flammt, in allen Seelen;
Dann feiern wir das Fest, wo schon auf Erden
Die Menschen mit den Göttern sich vermählen;
Gebrochen ist der alte Fluch; wir werden
Wie du allmächtig und unsterblich sein!

Wir heben ferner hervor das Gedicht „Auf dem Friedhof", eine herrliche Composition, die gewissermaßen die Sehnsucht nach dem Tode in uns weckt, und bei welcher uns ein Gefühl überkommt, als wohnten wir im Weltdom einem Hochamte der Geister bei. Es gibt viele schöne Gedichte, die denselben Stoff behandeln, aber gewiß kein erhabneres. Hier nur folgende Verse daraus:

Mit deinen Särgen, deinen Wiegen
Bleib, kleine Erde, drunten liegen!
Hinauf von dieser Schädelstätte
Blick' ich, wo schon die sternbesäte
Allheil'ge Nacht emporgestiegen
Und ihre unermeßnen Hallen
Die Ewigkeit erschlossen hat.
Wie funkelt dort des Lebens Saat,
Gleich Lilien, die im Windhauch wallen!
Mein Vaterhaus, aus dessen Thoren
Ich früh mich in die Welt verloren,
O Stadt des Aethers, Strahlenveste,
Ihr Sternen-Tempel und Paläste,
Wie leuchten eure Lampen wieder
Von droben mild zu mir hernieder!
Milchstraßen, leicht wie Morgenthau
Dahingesprengt ins tiefe Blau,
Ein unermeßner Strom von Sonnen,
Der durch entleg'ne Himmel schäumt,
Bis wo, im blassen Dunst zerronnen,
Ein All vergeht, ein andres keimt!
Das Fluten breiter Strahlenwogen
Von Weltenstrand zu Weltenstrand!
Die Himmelsbogen hinter Bogen
Durch die Unendlichkeit gespannt!
Hinauf! hinauf! zum großen Flug
Will ich der Seele Schwingen rüsten;
Es rauscht um mich, der Geisterzug,
Der von der Schöpfung fernsten Küsten

Zu ihren Sonnengipfeln zieht;
Empor mit ihm zu Lichtgestirnen,
Die nie ein irdisch Auge sieht!
Schon, wo des Weltalls höchste Firnen
Mit morgenrothem Scheitel blinken,
Seh' ich sie mir entgegenwinken,
Die hehren, strahlenden Gestalten,
Die vor mir her durchs Leben wallten;
Euch, die Geschlecht ihr auf Geschlecht
Erleuchtet, Seher und Propheten,
Euch, Helden, deren Fahnen wehten
Im Kampf für Freiheit und für Recht,
Und Euch, die ihr durch Farb' und Töne,
Dort unten schon enthüllt die Schöne,
In der ihr nun unsterblich wohnt!
Von Polen hin zu fernern Polen
Aufflieg ich, um euch einzuholen,
Und fort zu höhern Geisterreichen,
Wo eure Strahlen selbst erbleichen,
Wie vor dem Sonnenglanz der Mond.

Ein ebenfalls großartig schöner Gesang ist der „Perikles", worin das Leben dieses Olympiers mit hinreißender Gewalt geschildert wird. Wir finden uns nach Athen versetzt, inmitten seiner Dichter und Weisen und seiner Meister in Marmor und Erz. Alle diese hohen Gestalten, von dem Glanz unsterblichen Ruhmes umflossen, ziehen vor unsern Augen vorüber; Alles trägt das griechische Colorit, und über

dem Ganzen leuchtet und blaut der sonnige Himmel von Hellas.

Eine eigenthümliche Mystik ruht auf dem Nachtstück „Memnon". Der Dichter läßt aus dem Dämmernebel eines urweltlichen Völkerlebens das Reich der Pharaonen vor unserm Angesichte aufsteigen, mit all seinen kolossalen Wunderwerken und granitenen Herrlichkeiten. Wir sehen den gewaltigen Sesostris seinen Eroberungszug nach Indien antreten mit Sichelwagen, Elephanten und Kameelen und dem ganzen Apparate eines länderverheerenden Kriegszuges, wie er Völker und Städte darniederwirft: Hierauf werden wir geführt in die Stadt der Städte, in das hundertthorige Theben, in ein von Lust und Leben wimmelndes Völkergewühl; dann wieder sehen wir, wie Tausende von Sklaven unter den Geißelhieben der Vögte gezwungen werden, wuchtige Quadern zum Bau der Pyramiden herbeizuwälzen, und wie schließlich der Tod Herren und Knechte, die augenblendende Majestät und Pracht sammt dem haarsträubenden Elend mit eiserner Faust unter die Erde schaufelt und gleich Schatten der Nacht spurlos verschwinden läßt. Aber aus diesem Traum, der in einem Bilde symbolisch den ganzen Jammer einer vieltausendjährigen Völkergeschichte ausmalt, erwacht der Dichter, hört von den Lippen des Memnon, der eben im ersten Morgenstrahle glüht, einen leisen Klang und ruft:

O töne, töne heil'ges Bild!
Künd uns das Licht, nach dem jahrtausendlang
Gen Osten hoffend du gespäht,
Der tiefen düstern Weltnacht Ende!
In durst'gen Zügen trinkt mein Herz den Klang,
Und grüßt den Morgen andachtvoll,
Der an des großen Weltjahrs Sonnenwende
Der Menschheit Frieden bringen soll.

In dem Hymnus auf „Das neue Jahrhundert" sieht der Dichter bereits die Menschheit in verklärtem Lichte der höchsten Vollendung entgegenschreiten, denn es heißt:

Vor dem Blick mir weicht der Schleier, der noch vor der Zukunft ruht,
Und wie ferne Alpengipfel in des Frühlichts Purpurgluth
Seh' ich dich und seh' die andern, die dir folgen, hellbesonnt,
Himmelauf die Scheitel heben an der Zeiten Horizont.
Weit vor mir in Segensfülle mit der Ernten wogendem Gold,
Mit den üpp'gen Rebgeländen, liegt das Erdgefild entrollt,
Und von Ueberfluß für Alle strotzt der mütterliche Herd.
Längst, des blut'gen Werkes müde, ward zur Sichel jedes Schwert,
Und mit flatternden Standarten auf der Freiheit Siegesfeld
Wallen rings heran die Völker zu dem Bundesfest der Welt!

Indeß dürfte mancher Leser hier dem Dichter zurufen: „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir

fehlt der Glaube"; und ebenso, wenn er den Menschen der Zukunft vermittelst der verbesserten Sehwerkzeuge mit den Bewohnern anderer Welten Zeichen-Zwiegespräche halten läßt. Der Mensch der Zukunft wird ohne Zweifel Vieles können und wissen, was uns gegenwärtig unmöglich und unbekannt ist, und er wird es besser haben, als wir, wenn nicht die Vandalen, Hunnen und Gothen der Zukunft oder Naturereignisse die ganze Herrlichkeit von heute hinwegfegen, aber zwölfhundert Millionen Menschen und darüber ein ideales Dasein zu bereiten ohne Sorge und Noth, das wird der Natur künftig ebenso unmöglich sein, als es ihr bisher unmöglich war und ist.

Unter den übrigen Gedichten zeichnen sich besonders durch Großartigkeit der Conception aus: „Dante", „Michel Angelo", „Tizian", „Columbus", „Zoroaster", „Olympia", „Am Meer", „Der Quell des Lichts" und vor allem der herrliche Schlußgesang „Die letzte Stunde", in welchem der Dichter in ergreifender Weise ausspricht, wie er aus diesem Leben zu scheiden wünscht. In „Michel Angelo" und „Tizian" geht uns der ganze Himmel der italienischen Kunst auf, und der Verfasser beleuchtet die Schöpfungen dieser großen Meister mit dem bengalischen Lichte seines Geistes. Man muß eben ein so begeisterter Verehrer der Kunst sein, wie es Schack ist, um dies zu können.

Gewaltige Naturbilder entrollt der Dichter in

dem Gesange „In den Savoyischen Alpen", aber nur um in noch mächtigeren Klängen den hohen Beruf der Menschheit zu verkünden:

„Nicht bleiben soll ein Platz auf Erden,
Den nicht ein göttlich Werk geweiht.
Erst wenn die Gipfel all, die Thäler
Dastehn als deine Ehrenmäler,
Hinwerfen darfst du, Mensch, die Sterblichkeit,
Und in der Tage letztem Abendroth
Zur Rast eingeh'n im sel'gen Tod!
Mag gleich dem fliegenden Gespinnst der Spinnen
Im Schilf der ersten Uferseen
Dann jeder Bau von Menschenhand vergehn
Und dieser Erdball selbst in Dunst zerrinnen,
Ein großes Leben strömt mit mächt'gen Wogen
Von Himmelsbogen hin zu Himmelsbogen
Und läßt die Nebel, die den Raum durchwallen,
Die flatternden, sich neu zu Welten ballen,
Wo sich wie hier in Wiegen und auf Bahren
Geburt und Sterben aneinanderreiht;
Doch ob auch sie den andern, die schon waren,
Nachstürzen in das große Grab der Zeit,
Das Hohe, was dein Geist geboren,
Bleibt in dem Schoß des Ew'gen unverloren,
Hinfluten wird es mit den Wesenschaaren
Von Stern zu Stern durch die Unendlichkeit."

In den „Weihgesängen" sind wahre Juwelen der Poesie enthalten, unsere Literatur hat nichts Aehnliches aufzuweisen, was ihnen an Hoheit der

Gedanken, an Tiefsinnigkeit der Betrachtungen gleichkäme. Die Sehnsucht nach dem Unendlichen spricht sich in ihnen rührend und erhaben aus. Man könnte diese Dichtungen einen wahren Nachtigallenschlag der Poesie nennen, so lieblich, so lenzduftig ist Alles in ihnen. Dabei zeigen sie, welchen Glanz und welche Pracht unsere Sprache entfalten kann, wenn sie von einem echten Meister beherrscht wird.

III.

Episoden.

Als Schacks lyrische Gedichte im Jahre 1866 erschienen, war Jung und Alt von den politischen Umwälzungen in Deutschland so vollständig in Anspruch genommen, daß alle anderen Interessen in den Hintergrund traten, und es ist daher nicht zu verwundern, daß Schacks Lyrik, so neu, so originell und reich sie auch an Schönheiten war, doch wenig Beachtung fand. Der Dichter ließ zwei Jahre verstreichen und trat dann von Neuem mit zehn poetischen Erzählungen auf, denen er den Titel „Episoden“ gegeben hat. Unsere Literatur ist an solchen Dichtungen nicht eben reich. Die zehn Erzählungen Schacks aber gehören zu dem Besten, was je in dieser Gattung geschrieben worden.

Die erste derselben „Giorgione“ ist ihrem Inhalte nach sehr einfach. Der große Maler adoptirt zwei verwaiste Kinder, einen Knaben, Sebastian, den Sohn seines theuersten Freundes, und ein Mädchen Angela. Er bildet den Knaben zum Maler aus und

das Mädchen, das musikalisches Talent hat, im Lautenspiel. Er hat seine Freude an den beiden Kindern, die sich unter seiner Pflege geistig und körperlich herrlich entwickeln. In dem Alter von 15 Jahren ist Angela zu einer Schönheit aufgeblüht, die Aller Augen auf sich zieht, und Giorgione selber verliert sein Herz an sie; er beschließt, sich am Osterfeste mit ihr zu vermählen und ihr und sich den Himmel hier auf Erden zu bereiten. Mitten im Taumel der Gefühle aber entdeckt er, daß Sebastian und Angela bereits einander mit der ganzen Gluth der Jugend lieben, und aus dem Traum seines Glückes aufgeschreckt, stürzt er in den Abgrund der Verzweiflung. Er verfällt in eine Krankheit, in welcher sein Leben fortwährend mit dem Tode ringt. Sebastian und Angela pflegen ihn mit kindlicher Liebe und weichen weder bei Tag noch bei Nacht von seinem Krankenbette. Da sie den Grund seines Uebels kennen, so geloben sie sich feierlich, denselben hinwegzuräumen und ihre eigene Neigung dem Vater zum Opfer zu bringen. Die kräftige Natur Giorgione's besiegt endlich die Krankheit, er erwacht zu neuem Leben, die Liebe und Zärtlichkeit seiner Kinder läßt ihm seinen Verdacht als unbegründet erscheinen, und der Traum seines Glücks nimmt wieder Form und Gestalt an. Aber, wie früher er, so härmen und quälen sich jetzt die beiden Lieblinge seines Herzens, und nach und nach gewinnt nun Giorgione doch die

Gewißheit, daß sie einander lieben und nur dem Pflegevater zu Liebe auf das eigene Glück verzichten wollen. Dies giebt denn dem Dichter Anlaß zu Seelenmalereien von so wunderbarer und ergreifender Schönheit, daß sich unser ganzes Gefühl in Wehmuth und Thränen auflöst. Wie rührend sind die Bemühungen Giorgione's, seine trübsinnigen Lieblinge zu zerstreuen und aufzuheitern. Wohin er auch mit ihnen geht und fährt, der Frohsinn der Jugend strahlt ihm nicht aus ihren Gesichtern entgegen. Als er am Abend in der Gondel mit ihnen heimkehrt, sieht er, wie Angela, blaß und verhärmt, in den Armen Sebastians ruht, und wie aus dessen Augen die Thräne verstohlen auf ihre Wangen niederrollt. Dies rührt den hochherzigen Giorgione so tief, daß er beschließt, mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft, die eigene Neigung zu unterdrücken und ihnen erklärt, er wolle sie am Osterfeste auf immer mit einander verbinden. Das liebende Paar, dem Leben neu wiedergegeben, dankt ihm auf den Knien mit Thränen und Küssen für das Opfer, das er ihnen in Selbstentsagung bringt. Giorgione wohnt dann ihrer Vermählung selber am Osterfeste bei und giebt ihnen ein Gastmahl, an welchem Alles, was Venedig an Künstlern, an schönen Frauen und berühmten Namen aufzuweisen hat, Theil nimmt. Als ihn aber Tizian auffordert, die Gesundheit des jungen Paares auszubringen und er sich erhebt, den Becher in der Hand, da bricht

er zum Schrecken Aller ohnmächtig zusammen. Er hatte sich zuviel zugetraut. Wille und Vernunft bestehen siegreich manchen Kampf und manche Gefahr, aber dem lodernden Feuer eines liebenden Herzens sind sie nicht gewachsen. Er sinkt auf das Krankenbett und während dieser Krankheit verklärt sich in ihm nach und nach die Gestalt Angela's, so daß er in ihr nicht mehr das irdische Wesen, sondern das Abbild der himmlischen Schönheit erblickt. Seinen nahen Tod fühlend rafft er sich dann noch einmal empor, um Angela zu malen und über sie den ganzen Zauber einer verklärenden Liebe auszuströmen, so daß sie nun als „die schöne Lautenspielerin" die Bewunderung aller Jahrhunderte auf sich zieht. Als das Bild vollendet ist, findet man ihn vor demselben im Lehnsessel, wie schlummernd dasitzen, aber der Geist hat die Bande der Erde abgestreift und ist nach der Welt des Schönen heimgekehrt. Die ganze Dichtung ist ein Prachtstück durch und durch. Gleich der Eingang, wo uns der Glanz Venedigs zur Zeit seiner Blüthe vorgeführt wird, entwickelt eine Fülle der Poesie, wie kaum der vierte Gesang von Byrons Childe Harold. Um eine Probe zu geben mit welchem Farbenzauber der Phantasie Schack zu malen versteht, wie leicht er sich bewegt, und in wie außerordentlichem Maße er Meister der Darstellnng ist, heben wir hier aus dem Gedichte Folgendes hervor:

„O Frühling, senktest du dich je zuvor
So zauberisch im Abendpurpurflor
Hernieder auf die Königin der Meere,
Wie heut, da zu des jungen Paares Ehre
In Festesschmuck Giorgione's Villa prangt?
Mit blassem Scheine ob den Gärten hangt
Die Mondesampel schon; allein noch sprüht
Vom Horizont empor bis zum Zenith
Der Spätrothglanz, und durch den Himmel ist
Ein ros'ger Schimmer, klar wie Amethyst,
Ergossen, der durch duft'ge Nebelschleier
Auf Meer und Inseln hinströmt. Von der Feier
Im Marcusdome drängen sich die Gäste
Durchs Villenthor heran zum Hochzeitsfeste.
Entlang den Laubengang, wo nur verirrte
Lichtstrahlen dringen durch das Grün der Myrte,
Hinauf die Treppe, über Marmorfliesen
Wogt's in die Halle, wo bis zu den Friesen
Empor Giovanni's heitre Arabesken
Sich schlängeln und Giorgione's Götter-Fresken
(Wer weiß gleich ihm in Farbengluth zu malen?)
Glorreich hernieder von den Wänden strahlen!

Sieh da, der Meister selbst! An seinem Arm
Führt er die Neuvermählten durch den Schwarm
Der Grüßenden dahin, und aus der Halle,
Ihm folgend, in den Garten treten Alle,
Wo Marmorbilder aus Granatenbüschen
Die weißen Glieder heben, und dazwischen
Im Abendschein der Strahl des Springquells blinkt,
Der bald aufsteigt, bald in das Becken sinkt.

Auf Goldsandpfaden am Lagunenbett,
Das in der Wogen tiefem Violett
Die ersten Sterne spiegelt, durch die Gänge
Hochwipfliger Cypressen wogt die Menge
In langen Reihn; o welche Festgenossen!
Hat je ein Gartenraum mehr Ruhm umschlossen?
Nur Wenige nenn' ich. Dort im rothen Sammt
Der Jüngling, dessen Blick so mächtig flammt,
Er ist's, den schon als Knaben ferne Länder
Mit Ehrfurcht nannten, Tizian, der Vollender
Von Allem, was Giorgione nur erstrebt;
Hold flüsternd an des Hohen Seite schwebt
Das Götterweib, die schöne Violante,
Die er unsterblich auf die Leinwand bannte,
Ein Staunen und ein Wunder aller Zeiten!
Nicht fern ihm durch die Lorbeerhecken schreiten
Der Stolz Venedigs, Palma, der erlauchte,
Der in das Morgenroth den Pinsel tauchte,
Als er in St. Marie auf dem Altare
Die Barbara gemalt, die wunderbare!
Dort Gian Bellin, der Greis, so sanft und mild,
Wie seine Engel auf dem hehren Bild
In St. Johann — beklagenswerth, ihr Spätern,
Euch nenn' ich, daß ihr nie mehr, gleich den Vätern,
Es schauen werdet: ach, verzehrt von Flammen,
Sank jüngst die ganze Herrlichkeit zusammen!

Zu nachten nun beginnt es; hochauf strahlen
Die Fackeln auf den Marmor-Piedestalen,
Und an der Tafel unterm Rebengitter
Mit ihren Damen nehmen Platz die Ritter,

Giorgione nächst dem neuvermählten Paar.
Im Hochzeitglanz, Juwelenschmuck im Haar,
Prangt Angela, allein noch heller leuchtet
Ihr Auge, von der Freude Thau gefeuchtet,
Da mit dem ihren sich Sebastians Blick
Begegnet und das wonnige Geschick
Ihr kündigt, das, aus süßer Gegenwart
Zu süßrer Zukunft führend, ihrer harrt.
Zu voll von Seligkeit ist ihr Gemüth,
Als daß in Worten sie, was in ihr glüht,
Ihm künden könnte, mit beredtem Schweigen
Sagt nur ihr Antlitz, daß sie ganz sein eigen. —

Von bunter Lampen Schimmer unterdessen
Erglühn die dunklen Wipfel der Cypressen;
Daher vom Meer, wo leichte Gondeln gleiten,
Schallt Lachen und Gesang und Klang von Saiten,
Und durch das Nachtazur, das tiefe, schießend,
Sprühn, rothe Flammen auf den Garten gießend,
Leuchtkugeln himmelan. Der Festeslust
Erschließt sich mehr und mehr der Gäste Brust,
Die Herzen heben sich in höhern Schlägen;
Es weckt der Cyperwein, wie Frühlingsregen
Lenzdüfte lockt aus wucherndem Gestäude,
In jeder Seele die verborgne Freude.
Da nimmt beim Wiederfüllen des Pokals
Tizian das Wort: „Nun ziemt dem Wirth des Mahls,
Den Beiden, welche dieses Festes Krone,
Ein Lebehoch zu bringen.“ Auf Giorgione
Schaun Alle und erschrecken, denn todblaß
Sitzt er mit starrem Blicke. „Meister, was,

Um Gott, was ist's? — Als sollte die Cypresse
Bald seine Gruft beschatten, lagert Blässe
Schreckbar auf seinem Antlitz." Plötzlich bebt
Bei diesem Wort Giorgione, er erhebt
Das Auge, sucht zum Lächeln sich zu zwingen
Und ringt sich, um das Lebehoch zu bringen,
Vom Sessel auf, doch sinkt ermattet wieder
Zurück, kalt, ohne Regung alle Glieder.
Die Lust verstummt; ein Flüstern geht, erst leis,
Dann laut und lauter durch der Gäste Kreis:
„Weh! von der Krankheit, der die Jugendkraft
Ihn kaum entriß, neu wird er hingerafft!"
Um den Dahingesunkenen verstört
Sich drängen Alle: „Kommt doch zu Euch, hört!
Hört, edler Meister! — Nein, er regt sich nicht;
Schafft Hülfe schnell! Des hellsten Sternes Licht,
Die schönste Perle in des Dogen Krone
Verlöre dieser Freistaat in Giorgione!"

Die zweite Erzählung führt den Titel „Glycera" und schildert die Eifersucht des berühmten Lustspieldichters Menander auf seine Geliebte Glycera. Er hat das Mädchen an der Seite eines reichen Ausländers gesehen, den sie zu allen Merkwürdigkeiten Athens begleitet. Dieser Fremde ist ein indischer Fürst, der ihre Eltern einst großmüthig bei sich auf-

genommen und beschützt hat und der sie selber in ihrer Kindheit liebevoll auf den Knieen schaukelte und ihr die süßesten Märchen erzählte. Er kommt jetzt, um sie zu seiner Gemahlin zu erheben und mit ihr Thron und Reich und alle Schätze Indiens zu theilen. So verführerisch dies Anerbieten auch jedem anderen Mädchen erschienen sein möchte, Glycera weist es entschieden zurück, da ihr Herz bereits dem Dichter Menander gehört, dem sie niemals treulos werden würde. Dagegen kann sie ihrem Wohlthäter die Bitte nicht abschlagen, ihn auf der Rückreise nach Milet zu begleiten, wo auch Schwestern von ihr wohnen. Sie läßt Menander den Sachverhalt auseinandersetzen und sendet ihm aus Milet durch einen Boten ein Schreiben, in welchem sie ihn über Alles näher unterrichtet. Aber die Eifersucht hat Menander um alle Besinnung gebracht, er hält seine Geliebte für treulos, schickt ihr Schreiben ungelesen zurück und bricht jeden Verkehr mit ihr ab. Das Leben ist ihm verhaßt und er will nur noch ein einziges Lustspiel „der Weiberfeind“ schreiben, um an Derjenigen, die ihn ohne Maß betrogen, auch ohne Maß Rache zu üben. Allein Glycera, die von der glühendsten Liebe zu Menander durchdrungen ist, weiß es so einzurichten, daß sie selber die Rolle der Myrtis, in der sie einer ewigen Verachtung preisgegeben werden soll, am Schlusse übernimmt. Die Maske gleitet ihr vom Gesichte, das Athenische

Publikum erkennt sie, von allen Sitzen erschallt nun der Ruf: „Glycera!“ und sie rechtfertigt sich vor den Augen der Athener so siegreich und stellt ihre Unschuld, ihre Treue und Liebe zu Menander so hinreißend und rührend dar, daß sie aus ihrer Anklage triumphirend hervorgeht und Menander ihr reuevoll und versöhnt in die Arme sinkt. Der Schluß ihrer Rede an den Dichter lautet:

Menander,
Mein Menander! Wenn nur etwas jemals
Lieb an Glycera Dir war, wenn je sie
Eine frohe Stunde Dir bereitet,
O, so laß den Argwohn! gieb den Glauben,
Den verlorenen, an meine Treue
Mir zurück! Dann, muß es sein, als Sklavin
Dienen werd' ich Dir und will mich glücklich
Preisen, darf ich nur, am Boden knieend,
Dir Ermüdetem das Fußbad reichen,
Und das Lager sorglich Dir bereiten,
Daß Du sanft drauf ruhest! Ja, ich seh' es,
Dir vom Herzen schmilzt das Eis, im Auge
Quillt's Dir feucht! O, laß die Thränen rinnen!
Lang nach diesem Thau hab' ich geschmachtet,
Der mir Deiner Liebe neuen Morgen
Kündet. Komm zurück in meine Arme,
Daß in Eines unser Beider Leben
Sich wie ehemals schlinge! Wenn Dir Schwermuth
Auf der Seele lastet, Dich erheitern
Will ich, wenn Du leidend bist, Dich pflegen,

In der Einsamkeit mit holdem Plaudern
Dir die Stunden kürzen! Jeden Morgen
Soll mein Kuß zu schönem Tag Dich wecken!
Erst vereinigt opfern wir den Göttern,
Dann der Muse führ' ich in den Arm Dich,
Gern mit ihr Dich in der Stille lassend,
Daß in goldner Frühe Dir der Dichtung
Schöne Früchte reifen. Aber rufst Du
Nach vollbrachter Arbeit mich, Dir danken
Will ich mit des Herzens wärmstem Beifall
Für der Verse jeden und nicht ruhen,
Bis Dein Werk vor aller Griechen Augen
Auf der Bühne prangt. Die Spieler lehr' ich
Deine Trimeter und Anapäste
So, wie sie mein Ohr entzücken, sprechen,
Richte Masken ihnen zu und Kleider
Und erwart' in Furcht halb, halb in Freude,
Daß des Festes großer Tag erscheine.
Wenn das Stück beginnt, mag kaum mein Auge
Aufzuschauen sich getraun, mein Herz klopft
Angstvoll, bis die Hörer Beifall klatschen,
Und erst dann, beim Dionysos! wieder
Athmend, schließ ich Dich in meine Arme
Und bekränze mit dem heil'gen Epheu
Dir das Haupt.

Die Dichtung führt uns in die Welt Athens, die Schack so gerne aufsucht und die er so trefflich neu zu beleben versteht, und schildert den Kampf

und die Gefühle liebender Herzen mit der ganzen Gewalt eines wahrhaft dichterischen Gemüths.

Nun folgt „Ubaldo Lapo“, eine großartige und herrliche Erzählung, die uns gleich zu Anfang den ganzen Himmel der Kunst zu Florenz erschließt. Ubaldo ist der Sohn eines verstorbenen Freundes von Michel Angelo, den der Vater auf seinem Sterbebette der Obhut dieses großen Bildhauers und Malers anvertraut hat. Der Jüngling sieht sein größtes Glück darin, selber ein Künstler zu werden, und er hofft an der Hand Michel Angelo's sich den Kranz der Unsterblichkeit zu erringen. Der Meister giebt zuletzt seinen Bitten nach, und der junge Ubaldo meißelt nun alle Götter des Olymps aus dem köstlichsten Marmor heraus und seine Werkstatt wimmelt von Gestalten jeder Art. Als aber Michel Angelo von einem Besuche in Rom nach Florenz zurückkehrt und die Arbeiten seines Schutzbefohlenen sich näher ansieht, da findet er in denselben auch keine Spur von Talent, und er giebt ihm daher gewissenhaft den Rath, von der Natur nicht ertrotzen zu wollen, was sie ihm versagt hat, sondern lieber den Beruf seines Vaters zu erwählen und den Meißel mit dem Schwerte zu vertauschen. In seinem Künstlerstolze tief verletzt, eilt Ubaldo nach dem Palast der jungen und schönen Wittwe Aloise, von der er sich geliebt wähnt, der er sein Schicksal klagt und die das Urtheil Michel Angelo's eine Ausgeburt des Neides

nennt. Sie fordert ihn auf, dafür Rache zu nehmen und an dem bevorstehenden Carneval in einem Aufzuge die Meisterwerke Michel Angelo's öffentlich zu karrikiren und lächerlich zu machen. So sehr sich auch sein Gefühl gegen diese Unwürdigkeit sträubt, wird er doch durch seinen Freund Ascanio und andere junge Leute bei einem Gelage durch Ueberredung und durch Zutrinken von allen Seiten in einen solchen Sinnentaumel versetzt, daß er sich an der unwürdigen Verlästerung seines Wohlthäters betheiligt. Aber die Reue wird sofort in ihm wach und sein Inneres geräth in den größten Aufruhr, als er noch obendrein seinen Freund Ascanio mit Aloise Arm in Arm auf dem Balkon gewahrt und einige Tage darauf erfährt, daß Beide mit einander vermählt seien. Er verfällt darüber in eine schwere Krankheit, in welcher Michel Angelo die meiste Zeit an seinem Bette verbringt. Der Meister sucht ihn aufzurichten, spricht ihm Trost ein und erfüllt ihn mit Muth, daß es dem Menschen oft gelinge, durch Fleiß und Ausdauer selbst die Natur zu besiegen. Auch er solle die Hoffnung nicht aufgeben, dermaleinst noch ein tüchtiger Künstler zu werden. Nach seiner Genesung führt ihn sein erster Gang in die Grabkapelle der Medicäer, um das Meisterstück Michel Angelo's, das dieser soeben vollendet hat, mit eignen Augen zu betrachten. Hier folgt nun eine wundervolle Schilderung der Grab-

kapelle und „der Nacht" Michel Angelo's sowie „der Morgenröthe". Dieses Meisterstück macht einen so gewaltigen Eindruck auf Ubaldo, zeigt ihm, was ein Künstler zu leisten hat, um die Bewunderung der Welt auf sich zu ziehen, daß er in seine Werkstatt zurückkehrt, seine Götterbilder zertrümmert und die Waffen seines Vaters anlegt, um gegen die Kaiserlichen, die gegen Florenz heranziehen, zu fechten. Von den Segenswünschen Michel Angelo's begleitet, fällt er ruhmvoll in der Schlacht von Pistoja.

In „Heinrich Dandolo" führt uns der Dichter wieder nach Venedig und stellt uns in der Lebens- und Leidensgeschichte des gewaltigen Seehelden ein höchst ergreifendes Bild vor Augen. Dandolo hatte sich geweigert, die Auslieferung einiger Venezianischer Festungen am Meere an den Kaiser von Byzanz beim Senate zu befürworten; der Kaiser ließ ihn ohne Rücksicht auf die Heiligkeit der Person eines Gesandten deshalb in den Kerker werfen, und als er auch damit seinen Zweck nicht erreichte, ihn sogar blenden und nackt und bloß in einem Boot in die offne See hinausstoßen. Vergönnte es uns der Raum, so würden wir hier die Schilderung des von den stürmischen Wogen auf dem empörten Meere umhergeschleuderten Blinden einschalten, um einen Begriff von der Macht der Phantasie und der Kraft der Darstellung, welche Schack zu Gebote stehen, zu geben. Dandolo wird zuletzt durch ein venezianisches

Schiff vom Verzweiflungstode gerettet. In die Erzählung hineingewoben ist ein Liebesbündniß, das tragisch verläuft und dessen Blüthe in der ganzen Süßigkeit geschildert wird, mit welcher Liebe und Schönheit die Herzen der Jugend zu beseligen pflegen.

Der „Flüchtling von Damascus" behandelt die Rettung des letzten Ommajjaden, der wie durch ein Wunder dem entsetzlichen Blutbade der Abbassiden zu Damascus entrann. Der Feldherr Musa ist aus dem von Bürgerkriegen zerrütteten Spanien aufgebrochen, um Abdurrahman aufzusuchen, damit er die Herrschaft der Araber in Spanien neu begründe. Er findet in den Wüsten Nordafrikas einen Verirrten, verschmachtend und dem Tode nahe. Es gelingt ihm nach und nach, denselben wieder in das Leben zurückzurufen. Die Züge des Unglücklichen sind ihm gleich anfangs bekannt erschienen; doch erst allmälig wird ihm klar, daß es sein Jugendfreund Abdurrahman sei, der ihm einst aufopfernd und sich selbst in Todesgefahr stürzend das Leben gerettet hat. Als aus ihren Reden ihre Vergangenheit nach und nach ihnen entgegendämmert, schwelgen sie selig in den Erinnerungen früherer Zeit. Von Musa geleitet, eilt Abdurrahman dann nach Andalusien, wo er ein neues Omajjadenreich, blühender als das untergegangene im Orient gründet. In dieser Erzählung haben wir, wie dies schon in den vorhergehenden der Fall war, Gelegenheit, herrliche

Seelen- und Situationsschilderungen zu bewundern. Da Schack Syrien und Arabien mehr als einmal durchwandert hat, tragen seine Wüstenbilder und landschaftlichen Gemälde alle die Farben der Natur an sich.

Ein unheimlich dämonisches Nachtstück ist „Rosa". Die Gattin eines Thürmers hat ihre Tochter Rosa auf ihrem Sterbebette dem Klosterleben geweiht und sie dem Himmel gelobt, und der Vater wacht ängstlich über der Erfüllung dieses Gelübdes. In ihrer luftigen Behausung sieht eines Tages das vereinsamte Mädchen den schönen jungen Steinmetz Walther auf Leitern und Gerüsten an dem Thurm emporklettern und tagtäglich an demselben arbeiten. Zwischen den beiden jungen Leuten entspinnt sich ein Liebesverhältniß, das von einer alten Wärterin hinter dem Rücken des Vaters begünstigt und bis zur Trauung des Paares befördert wird. Der Vater wird durch einen Schlaftrunk unschädlich gemacht; der schöne Walther aber, anstatt auf dem gewöhnlichen Treppenwege in die Arme seiner Braut zu eilen, zieht es vor, auf seinen Leitern und Gerüsten an dem Thurm emporzuklettern und so das seiner harrende Mädchen zu erreichen. Jedoch während er diese gefährliche Luftfahrt antritt, bricht ein furchtbares Gewitter aus und rast mit entsetzlicher Wuth um den Thurm. Die innere Aufregung in Verbindung mit dem Kampf der Elemente läßt seine Kräfte ermatten,

er erreicht das Geländer, wo unter Donner und Blitz die Geliebte seiner, bräutlich geschmückt, harrt. Sie bietet ihm die Hand, um den Erschöpften zu sich empor zu ziehen; aber sie ist zu schwach und kann es nicht verhindern, daß Walther aus der furchtbaren Höhe herunterstürzt und zerschmettert auf dem Boden anlangt. Die Katastrophe macht auch ihrem Dasein ein Ende; ein hitziges Fieber, in dem Geister und Dämonen ihr Spiel um sie treiben, läßt sie zur Nachtwandlerin werden, und sie stürzt dem Geliebten nach in die grause Tiefe.

Höchst ergreifend wird der Kampf in ihrem Herzen bei der Wahl zwischen Himmel und Erde geschildert, und wie die Jugend den Himmel ausschlägt, um aller Wonnen und Seligkeiten der Liebe hienieden theilhaftig zu werden. Wir treten von vorne herein der Dichtung nahe mit dem Gefühl, daß ein Unwetter sich über uns entladen wird; es weht uns froſtschauernd an. Was die Phantasie Furchtbarschönes und Grauenerregendes zu schaffen vermag, das ist hier geleistet, aber durchweg innerhalb der Grenzen der Schönheit.

„Stefano" führt uns das Glück zweier Liebenden auf Capri vor. Ein junger Fischer, der mit den Gefahren des Meeres und der Jagd auf Inselklippen von früher Kindheit an vertraut war, weder Eltern noch Verwandte hatte und nur mit dem Lohn schwerer Arbeit sich die Bedürfnisse des Lebens er-

kaufte, liebt ein wunderschönes Mädchen Raffaele, und sie erwidert seine Neigung. Um die Mittel zu ihrer Verbindung herbei zu schaffen, dient er fünf Jahre; aber nach seiner Rückkehr zu ihr scheint das Mädchen wie verwandelt zu sein, und sie behandelt ihn wie Einen, den sie nie zuvor gesehen. Er schiebt die Schuld auf seine Armuth und beschließt nun, Schätze zu gewinnen und diese ihr als Hochzeitsgut darzubringen. Er fährt Engländer, Deutsche, Franzosen von Insel zu Insel, auch nach Sorrent, nach Amalfi und Salerno und häuft so ein Goldstück nach dem andern auf. Eines Tages verfolgte er einen Adler und schoß ihn bei dem Schlosse des Tiberius. Der Adler sank getroffen nieder und klammerte sich an einen Felsvorsprung an; um sich der Beute zu bemächtigen, schlingt Stefano ein Seil um einen Baumast und dieses dann um seinen Leib und läßt sich so in den Abgrund hinunter. Das Seil entgleitet ihm und er steht nun auf der Felswand, die sich senkrecht in das Meer hinabstürzt. Diese entsetzliche Lage, in der sich Stefano nun befindet und sein Kampf mit dem Adler giebt dem Dichter wieder Gelegenheit zu ergreifenden Schilderungen, wie das Leben immer am Rande des Grabes schwebt. Schließlich gelingt es Stefano, das Seil zu erfassen und sich mit der letzten Anstrengung seiner Kräfte auf die Felsplatte nach oben empor zu schwingen, dann stürzt er mit ge-

schwundenen Sinnen zu Boden. Als er wieder erwacht, sieht er Raffaele, den Abgott seines Herzens, wie sie sich über ihn hinbeugt und ihre Augen mit dem vollen Ausdrucke der Liebe auf ihm ruhen läßt. Sie hat ihn überall, in der höchsten Aufregung um sein Schicksal besorgt, gesucht und endlich gefunden. Ihre Kälte und Rücksichtslosigkeit war nur eine jener augenblicklichen Launen, von welchen Liebende oft heimgesucht werden. Sie hängt an ihm noch mit der vollen Liebe der Jugend und der Segen des Priesters vereinigt sie endlich.

Die Dichtung verbreitet sich über die Schönheiten des Meeres, in Sturm und Sonnenschein, und über das idyllische Glück in kleinen Verhältnissen, aus denen uns die Nachtigallentöne der Liebe melodisch entgegenklingen.

So weiß der Dichter nicht blos die Lebensschicksale in Schlössern und Palästen, mit allen ihren Höhen und Tiefen, in denen Wonnen und Weh sich ablösen, uns in immer neuen Erscheinungen zu zeigen, sondern auch das Glück in den niedersten Hütten mit dem Glanze seiner Poesie zu verklären.

„Der Regenbogenprinz" ist ein reizendes Feenmärchen ätherischer Phantasie, großentheils in den Lüften im Reiche der Regenbogenkönigin spielend. In dem Hofstaate, dem Reisemarschall und den Kammerherren dieses phantastischen Reiches werden

auf lustige Weise die Schranzen an unseren Fürstenhöfen parodirt.

„Lais“, die neunte Erzählung, versetzt uns wieder nach Griechenland und stellt dar, wie in dem Herzen einer Priesterin der Aphrodite die wahre selbstlose Liebe in ihrer ganzen Reinheit erblüht. Als Lais, den Wasserkrug in der Hand, von dem Bildhauer Pausanias, der dem Verschmachten nahe ist, um einen Trunk gebeten wird und sie ihm diesen reicht, da zündet das seelenvolle Auge des schönen Künstlers in ihrem Herzen und weckt in ihm eine himmlische Gluth, die sie bis dahin nie gekannt. Der Jüngling geht nach Larissa, um dort eine Statue der Aphrodite, die er soeben vollendet hat, aufzustellen. Die Sehnsucht nach ihm treibt sie, aus dem Tempel zu fliehen und ihm nachzueilen. Sie findet ihn, aber in dem Augenblicke, wo er, festlich geschmückt, an der Seite einer tiefverschleierten Jungfrau sich nach dem Tempel der Aphrodite begiebt, um dort sich mit seiner Braut unlöslich zu verbinden. Dieser Schlag wirft die arme Lais zu Boden, und der Dichter schildert das sie verzehrende Seelenleiden und ihren Tod in erschütternder Weise. Mit dem letzten Hauche ihres Mundes fleht sie noch selbstverleugnend die Göttin an, den ganzen Himmel der Liebe auf Pausanias und seine Braut herniedersteigen zu lassen, und scheidet gern aus dem Leben, nachdem

sie noch das süßeste Glück, das es zu spenden vermag, kennen gelernt hat.

Die Kronperle dieser sämmtlichen Dichtungen ist die Erzählung „Fiordispina“, die in Florenz spielt, und den in Italien früher so häufigen Haß zweier Geschlechter, hier der Uberti und Buondelmonti, schildert. Dieser Zwist soll durch ein Familienbündniß endlich geschlichtet werden, indem die Kinder der beiden Häuser bestimmt sind, einander am Altare die Hand zu reichen. Die Absicht der beiden Familien droht zu scheitern, denn die jungen Leute Ippolito aus dem Hause Uberti, und Ginevra Buondelmonte haben mit ihrem Herzen bereits gewählt und die Ergebung in den Willen der Eltern kostet ihnen einen unsäglichen Kampf. Der Plan der beiden Familien gelingt jedoch schließlich dadurch, daß die Braut Ippolits, Fiordispina, sich hochherzig zum Opfer bringt, durch ihren Tod den Familienhaß tilgt und Florenz, ihre Vaterstadt, vor neuem Blutvergießen und dem Bürgerkriege bewahrt.

In dieser Dichtung entfaltet Schack den ganzen Reichthum seiner Phantasie und wunderbar schön ist das letzte Begegnen Ippolito's und Fiordispina's geschildert, mit einer Gluth der Gefühle, wie sie nicht gewaltiger gedacht werden kann:

— — — — „Sie sinkt
An seine Brust, umfängt ihn mit dem weichen
Schneeweißen Arm und führt den Sterbensbleichen

Mit sich zur Laube hin, wo Blüthenranken
Wollüst'gen Duftes über ihnen schwanken.
Kein Laut, als nur ein Ach der Liebe, ringt
Sich ihr vom Mund, indeß sie ihn umschlingt;
Ippolito, der erst noch zweifelnd steht,
Fühlt sich von ihrem Athemhauch umweht,
Und ihres Herzens Klopfen, wie es warm
An seines schlägt; da mählig, wie ein Schwarm
Nächtlicher Geister, weicht von ihm das Heer
Finstrer Gedanken; mehr und immer mehr
Beginnt in seiner Brust das Eis zu thauen,
Und in das Auge wieder voll Vertrauen
Blickt er dem Mädchen, wie sie spricht: „O Lieber,
O Einzig-Theurer! noch bebt jede Fiber
In mir und wird mein Auge thränennaß,
Wenn ich des bittern Wortes denke, das
Du scheidend zu mir sprachst. Ich Dich nicht lieben?
Mög' ich unselig werden hier und drüben,
Wenn nicht von früh bis spät, bei Nacht und Tag
Für Dich nur, Dich allein mit jedem Schlag
Mein Herz geklopft hat, wenn Du nicht von je
Mein Alles warst! Des Lebens Wohl und Weh
Kommt mir von Dir, nur Du kannst mich beglücken,
Betrüben Du allein! Vor meinen Blicken
Ist Nacht, wo Du nicht bist! Nicht meinen Willen,
Nur Deinen Wunsch, Du Einziger, zu stillen,
Hab' ich, seit ich zuerst Dich sah, gestrebt
Und Dich, so wahr ein Gott dort oben lebt,
Dich selbst allein gesucht, nicht Gut noch Habe,
Nicht Lust noch Glanz; mit Dir im dunklen Grabe

Zu ruhen, in Atome zu vergehen,
Bis sich mein Staub dem Deinen mischt, verschmähen
Würd' ich den Thron, den mir ein And'rer böte
Für solches Glück!" — Sie schweigt, und das Geflöte
Der Nachtigall im Wipfel der Cypresse
Erfüllt die Pause. Schon verschwand die Blässe
Des Grams im Angesicht Ippolito's;
An ihre Seite auf die Bank von Moos
Zieht Fiordispina's Hand den Jüngling nieder
Und schmiegt sich sanft an seine starken Glieder
Und nimmt und giebt der Liebe süße Gluth.
Er fühlt, indeß er ihr am Busen ruht,
Hinauf, hinab mit Steigen und mit Fallen
Die warmen Ströme ihres Lebens wallen.
In Ringeln fällt ihr schwarzes Lockenhaar
Auf ihn herab, indessen Auge klar
In Auge blickend bis zum tiefsten Grund
Der Seele niederschaut. Mund glüht an Mund
In vollem heißem Kusse, und zusammen
Lodern zu Einem großen Brand die Flammen,
Die aus dem tiefsten Wesen Beider brechen;
Die Lippen schweigen, nur die Blicke sprechen,
Nur Seele jubelt still der Seele zu,
Bis in der großen Stille Ich und Du
Vereinigt untergehn im sel'gen Tod
Und Einer Flamme gleich, die aufwärts loht,
Empor sich schwingen über Welt und Zeit.
  So haben sie in langer Seligkeit
Geschwelgt, da schaut ihm Fiordispina groß
Ins Auge, ringt aus seinem Arm sich los

Und spricht zu ihm: „Nun Freund, hast Du erkannt,
Wie ich Dich liebe? Wohl, so gieb ein Pfand
Auch Du der Liebe mir, bevor wir scheiden!
Mit heil'gem Schwure mußt Du mir beeiden,
Daß Deine Hand Ginevren am Altar
Du reichen willst und mich für immerdar
Vergessen! Danken laß uns dem Geschick,
Daß es der Liebe überschwänglich Glück
Gegönnt uns hat in dieser Einen Nacht!
Und wenn zu ew'ger Trennung nun die Macht,
Die finstere, uns auseinander treibt,
Die ob der Menschen Häuptern herrscht, was bleibt
Uns übrig, als uns willig ihr zu fügen?
Die Stunde Seligkeit muß uns genügen,
Sonst rufen wir des Himmels Wetterstrahl
Auf unser Haupt herab, und Weh und Qual
Auf diese theure Stadt, die nimmer enden;
Selbst Gott vermag dies Schicksal nicht zu wenden.
So leiste denn den Schwur, den ich verlangt!
Der Lebenden und Künft'gen Schicksal hangt
An diesem Eid."

Es wird schwerlich einen Leser geben, der von dieser Dichtung nicht auf das Tiefste ergriffen und hingerissen worden wäre.

Werfen wir nun einen Blick auf die „Episoden" in ihrer Gesammtheit zurück, so müssen wir gestehen, daß sich in unserer Literatur nur wenig ihnen Ebenbürtiges findet. Die Stoffe sind sämmtlich an sich höchst interessant, keiner ist dem andern gleich, und

alle bewegen sich auf der Höhe der echten Poesie. Sie machen den Eindruck, als sei der Dichter unerschöpflich in seiner Erfindung, in der Neuheit der Bilder, in der Fülle der Gedanken und vor Allem in der wundervollen Darstellungsgabe, mit welcher er Alles behandelt, so ungezwungen und leicht und Jedes seiner Natur so angemessen, daß wir es uns nicht vollendeter denken können. Was hier über die Episoden gesagt wird, ist nur ein Schattenriß, dem Fleisch und Blut fehlt, die Dichtungen selber nehmen sich ganz anders aus und stehen in unvergänglicher Schönheit da! Man sollte glauben, Poesien wie diese müßten in Jedermanns Händen sein und eine Auflage immer die andere ablösen, und doch ist Solches nicht der Fall. Wüßte unsere Nation, was wir in der Poesie Großes und Schönes seit zwei bis drei Decennien besitzen, so würde sie jubeln. Aber was schon in anderen Perioden der Literatur vorgekommen ist, wiederholt sich auch heute; man preist ausschließlich und oft auf bloßes Hörensagen hin das Alte, übersieht dagegen das Ausgezeichnete, was die Gegenwart hervorbringt.

IV.

Lothar.

Nach den Episoden ließ Schack ein episches Gedicht in 10 Gesängen folgen, das den Titel „Lothar" führt. Die Dichtung enthält eigentlich eine poetische Lebensbeschreibung von Lothars frühester Kindheit an bis zu dessen Vermählung mit Adele, seiner ersten Jugendliebe, die ihm in allen Gefahren und Nöthen des Lebens als sein Leitstern vor der Seele geschwebt hat und die dann schließlich seine Retterin wird. Der erste Gesang ist angefüllt mit den Erinnerungen aus der Kindheit und dem frühesten Knabenalter, in welches das wunderherrliche Bild seiner früh verstorbenen Mutter rührend hinein verwoben ist, deren Auge noch an ihm hing, als es im Tode brach. Das paradiesische Alter der Kindheit wird hier ungemein reizend an uns vorüber geführt, und das allmälige Aufdämmern und Erwachen des geistigen Lebens mit bestrickenden Farben ausgemalt. Seinen ersten Unterricht erhält Lothar vom Pfarrer Eberhard, der mehr zu Hause war im Morgenlande und unter den Palmen Palästinas und den Rosen Sarons als in

der Pfalz. Der ehrwürdige Geistliche erzählt ihm alle die köstlichen Sagen, welche das Leben der Patriarchen des jüdischen Volkes so lieblich verklären: wie Abraham die Engel Abends am Palmenstamme traf, Jakob seiner Rahel begegnete, und die verlassene Ruth die Aehren hinter den Schnittern auflas, so ruft er in dem Knaben die ersten religiösen Gefühle wach. Als der Letztere ein wenig mehr heran gewachsen war, erschloß ihm der Pfarrer die Wunder des Himmels und lehrte ihn die einzelnen Sterne in dem unermeßlichen Weltraume kennen. Da schwelgte er nun in der Strahlenglorie des Orion, unter dem, wie flammende Altäre, Procyon und Sirius im roth-funkelnden Glanze leuchteten und schon in diesem zarten Alter schwur er es dem Sternbild mit tausend Eiden zu, dermaleinst ein großes Werk auf Erden zu vollbringen. Die Bekanntschaft mit der Welt der Sterne, die sich wahrscheinlich schon aus dem Knabenalter des Dichters datirt, spielt in vielen seiner Dichtungen eine große Rolle.

Die Jugend, welche in die Zeit der Freiheitskriege hineinreichte, und deren Eigenschaften wir auch noch in den dreißiger Jahren in Deutschland so herrlich ausgeprägt sehen, war eine ganz andere, als diejenige unserer Tage. Sie war mehr dem Wissen und der Kunst zugewandt, und wie hier von Lothar erzählt wird, so schwärmte sie für die Welt des Homer, so berauschte sie sich in den Hymnen Pindars und

in den Chorgesängen der Tragiker. Diese Jugend besaß Achtung vor allem Großen und Schönen und ihre Brust war angefüllt mit der Liebe zur Poesie und zu allem Hohen, welche wir bei der heutigen Generation so selten finden; es waren dies die Söhne Derer, die bei Leipzig und Waterloo den Welttyrannen gestürzt hatten.

Der Vater Lothars war ein reich begüterter Edelmann, der, nachdem er unter York und Blücher ruhmreich gedient, ganz in seiner Vergangenheit lebte und seinem Sohne, wie Nestor im Homer, immer die gleichen Geschichten von Neuem erzählte. Der Dichter entwirft uns hierbei ein großartiges Bild von der Begeisterung und Opferfreudigkeit, die ganz Deutschland in diesem Kampfe beseelte, sowie von den Hoffnungen und Erwartungen, welche die deutschen Fürsten in dem Volke erweckt; denn all die Tausende, die auf deren Versprechungen und Schwüre vertrauend, in den Tod gegangen waren, hatten gehofft, daß aus ihrem Blute ein einiges Deutschland groß und mächtig erstehen würde. Der Vater jedoch klagt:

Sie Alle, die, gemäht vom Schwert,
Vom Blei gewürgt, von Kummer aufgezehrt,
Für's Vaterland den heil'gen Tod gestorben,
Was wurde nun von ihren Träumen wahr?
Von all dem Hoffen, d'rum sie heiß geworben,
Wie um die Hand der Braut — sprich, mein Lothar,

Ist auch das Kleinste nur erfüllt uns worden?
Ohnmächtiger, zerriss'ner als es war,
Dies Deutschland nun, in West und Ost und Norden
Ein Spott der Nachbarn! Selig sind die Todten,
Die solche Schmach nicht schau'n! Dem Weltdespoten,
Dem Hingeschmetterten auf öder Klippe
Im Ocean, fast bin ich nun versöhnt;
Der Haß der spät'sten Nachwelt noch bekrönt
Sein strahlend Haupt, und selbst des Dichters Lippe
Verherrlicht ihn mit einem Fluch;
Doch sie, die nun auf ihre Herrschaft pochen,
Für die den Thron wir neu mit unsern Knochen
Gebaut, wie wird in der Geschichte Buch
Ihr Name lauten! Jedem, ihn zu nennen,
Muß Roth der Scham im Angesichte brenuen.
Den Edlern selbst bethört der Schwarm der Gleißner,
Der tückische, der im Verborg'nen kriecht,
Bis rettungslos ihr beff'res Inn're siecht.
Was ward aus all den Schwüren? aus verheiß'ner
Freiheit und Macht? dem Einen Vaterlande?
Wer d'ran zu mahnen wagt, wer zur Ermannung
Das Volk aufruft, sein harren Kerkerbande,
In Elend muß er irren und Verbannung.
Verbrechen nennt man, Edles thun und wollen,
Schwer wird jedwedes freie Wort geahndet
Und wie auf Frevler, auf den wackern Follen,
Auf Görres und auf Jahn und Arndt gefahndet.
Denk' ich an alles das in trüben Stunden,
So brennen heißer meine alten Wunden;
Klagend, daß sie umsonst gefallen sind,

Seh' ich der Helden Schatten mich umschweben
Und, Sühnung heischend, ihre Rechte heben.
Lothar! mein einzig, mein geliebtes Kind,
Ich fühl' es, meiner Tage Frist verrinnt,
Doch was versagt mir ward, mög'st Du's erleben,
Die Zürnenden versöhnt zu seh'n!
Vor diesen Zeugen, die in langer Reihe
In Bildern uns und Rüstungen umsteh'n,
Knie nieder, o mein Sohn! ich weihe
Dein Haupt dem deutschen Genius!
Begeistern möge Dich sein Flammenkuß,
Wenn in dem Kampf für Freiheit und für Recht
Voran Du ziehst dem kommenden Geschlecht!
Und Du, o Herr, erhör' mein Fleh'n!
Laß auf dem Grund, den meine Kampfgenossen
Mit theuerm Märtyrblut begossen,
Verjüngt dies Deutschland auferstehn'n!"

Nach dem Tode von Lothars Vater war der junge Mann der reiche Erbe großer Glücksgüter. Auf seinem Schlosse verlebte er die Zeit der Trauer mit seinem theuersten Jugendfreunde Hugo, der von dem gleichen Wissensdrange beseelt war und, ebenso wie er, für die Freiheit und Größe Deutschlands schwärmte. Sie begaben sich zusammen auf die Universität Heidelberg, deren Umgebungen wieder dem Dichter zu landschaftlichen Gemälden reichen Stoff darbieten. Mehr in der Natur als in den Hörsälen der Professoren verkehrend gründen sie mit einigen andern jungen Leuten einen politischen Ge-

heimbund, der ihnen leicht verderblich geworden wäre, wenn die Herbstferien sie nicht von Heidelberg entfernt hätten.

Auf seinen Wanderungen gelangt Lothar nun in einen Wald, wo er vom Schlaf befallen wird; aus diesem erweckt ihn der Klang von Jagdhörnern: er blickt auf und sieht einen Jägersmann vor sich, der ihn mit freundlichen Worten als einen alten Bekannten anredet. Es ist der Freiherr von Falkenberg, ein weitläufiger Oheim von ihm, der seinen Vater vor Jahren in der Pfalz besucht hatte. Er muß ihm trotz allen Widerstrebens auf sein Schloß folgen, unter dessen Dache er sich bald heimisch fühlt. Der Oheim hat eine Tochter, Adele, erst 16 Jahre alt, ein Mädchen von großer Schönheit, mit welchem er als Vetter bald in einen innigen Verkehr tritt und sich immer tiefer in ihre schönen Augen verliert. Wie süß Schack Frauen und Mädchen zu schildern weiß, lernen wir hier wieder so recht erkennen. Lothar hört mit ihr den Erzählungen zu, durch die ihr Vater sie von seinen Reiseabenteuern zu Land und Meer unterhält; oft harren die Beiden bis zur Morgenröthe als seine Zuhörer aus. Weiter heißt es in dem Gedichte:

Mehr noch, als diese Nächte, ist mir euer
Gedächtniß, einsam-stille Stunden, theuer,
Wenn durch des Gartens duft'ge Laubengänge
Ich schritt und aus dem Saale Saitenklänge

Der Wind zu mir herübertrug. Adele
Saß träumend am Klavier, und ihre Seele
Die ganze, unverhüllte, offenbarte
Sich in den Tönen. Wundersam!
Dies Kind, dies munt're, elfenzarte,
Das noch nicht andern Herzensgram
Empfunden, als wenn auf dem Gartenbeet
Die Blumen der Oktoberwind verweht:
Wie nun auf einmal ganz verwandelt, wie
Mit jeder Wonne, jeder Qual war sie
Und jedem Herzenssturm vertraut geworden?
In diesen mächtig schwellenden Akkorden
Schien ungeheurer Schmerz zu schluchzen, schien
Die Seele bald, in Trauermelodien
Hinschmelzend, der Verbannung Weh zu klagen,
Bald, rechtend mit der finstern Schicksalsmacht,
Den Welttyrannen vorwurfsvoll zu fragen,
Für welche Schuld sie in die Erdennacht
Verstoßen sei? Ein Ringen von Titanen,
Ein Kampf von Höll' und Himmel war's,
Dann wieder ein geheimnißvolles Ahnen
Göttlicher Wunder, und im Flug des Aar's
Siegreich empor von Tod und Grabnacht schwang
Begeist'rung sich im jubelnden Gesang.

Indeß sie also Händel's Fugen,
Marcello's Psalmen ihre Seele lieh
Und mich im Sturm dahin die Töne trugen,
Sprach ich zu mir: Welch Räthsel sie?

Kein Sonnengipfel ist, zu dessen
Erhab'nen Höh'n sie sich nicht aufgeschwungen,
Kein Abgrund, den ihr Geist nicht ausgemessen.
Allein, war dann das Spiel verklungen,
Und kam Adele leichten Tritts gesprungen,
Um neben mir den Garten zu durchwandern,
Ein Mädchen wieder war sie gleich den andern,
Auf deren Sinn noch halb der Morgenschleier
Der Kindheit ruht. Wie nah die Weihnachtsfeier
Mit ihrem hellen Tannenbaume sei,
(Und dennoch fehlten noch der Monde drei;)
Was sie dem Vater schenke, wie viel Eier
Ihr Lieblingstäubchen heg' im Nest,
Das war's, wovon sie Tag für Tag mir sprach;
Dann wieder, wenn ein Eichhorn, durch's Geäst
Aufkletternd, die verdorrten Zweige brach,
Mit Händen klatschte sie dem Thierchen nach.

Aber dieser Liebesfrühling nahm ein furchtbares Ende. Der Freiherr v. Falkenberg, obwohl Hofmarschall und Kammerherr eines kleinen Fürsten, der eben bei ihm zu Besuch eingetroffen, war nichts desto weniger ein sehr aufgeklärter und freisinniger Mann; sein Sohn Sylvester dagegen, der ebenfalls bei diesem Fürsten eine Stelle inne hatte, war ein eingefleischter Reactionär und ein monarchischer Absolutist. Als sie nun eines Abends über die Zeitverhältnisse sprachen, und die Reden Lothars, die demokratisch gefärbt waren, den Beifall des Ohms

und Adelens fanden, da wurde der Junker so empört, daß er seinen Vetter mit zwei Pistolen in der Hand in dem Park aufsuchte und Lothar sofort zum Zweikampf forderte. Weil der Junker gegen alle Vorstellungen taub blieb und Lothar als einen Feigling todt hinzustrecken schwur, wenn er sich nicht mit ihm schießen wolle, so sah sich dieser genöthigt, die Herausforderung anzunehmen; die Pistolen krachten, und der aristokratische Junker sank auf den Tod getroffen zu Boden. Lothar mußte flüchten, wurde von Hugo benachrichtigt, daß man ihnen wegen ihres Geheimbundes in Heidelberg nachstelle, und daß man sie sofort verhaften würde, wenn sie sich sehen ließen.

Lothar begab sich nun durch die Schweiz nach Spanien, um an dem dort ausgebrochenen Aufstande der Spanier unter Riego und Quiroga zur Wiederherstellung der Verfassung von 1812 Theil zu nehmen.

Schack, der Land und Leute in Spanien so genau kennt, wie kaum ein Anderer, benutzt dies zu einem poetischen Gemälde, entrollt vor unseren Augen ein glänzendes Bild aus der Zeit Karls des Großen und läßt im Thale von Ronceval die Heldengestalt Rolands poetisch auferstehen.

Lothar wird in dem Kampfe für die Freiheit Spaniens schwer verwundet und durch Dolores, ein schönes Mädchen, gerettet. Man entdeckt jedoch seinen Aufenthalt; Dolores läßt ihn von ihrem Bruder bei Nacht an die See bringen, damit er nach Gibraltar

fliehe und büßt dann seine Rettung mit ihrem eigenen Leben. Lothar wird auf dieser Flucht gefangen, dann nach Oran geschleppt und hat nun alle Grausamkeiten der Sklaverei zu erdulden. In diesem Zustande lernt er einen Elsässer kennen, der mit ihm dasselbe Schicksal theilt und der als Kind in Paris die Greuel der Revolution erlebt hat. Die Schilderung, die er davon macht, läßt unsere Nerven starren. Von Oran führt man Lothar in das Innere von Afrika; in der Wüste trifft er mit einer anderen Karawane zusammen, bei welcher er seinen Jugendfreund Hugo findet; dieser war bei Malta von Piraten gefangen genommen und so ebenfalls in die Sklaverei gerathen. Da beide Freunde verschiedenen Herren angehören, so werden sie grausam von einander gerissen und sollen sich auf Erden nicht mehr wiedersehen. Es folgt jetzt ein Abenteuer auf das andere, in welchem wir die Bestialität der menschlichen Natur in ihrer ganzen Nacktheit erblicken, eine Jagd auf glückliche, harmlose Negerfamilien, eine rührende Episode mit einem Negerknaben, Wüstenbilder, Fata Morgana und alle Schrecknisse des Samum. Lothars Leiden macht endlich der englische Consul Williams auf dem Sklavenmarkte ein Ende, der ihn als einen Europäer reklamirt, ihn dann in seine Familie nimmt und der Gesundheit und dem Leben nach und nach zurückgiebt. Reizend wird der Aufenthalt in dem Hause dieses edlen Engländers geschildert und von dessen Tochter Jane ein

herzgewinnendes Bild entworfen. Nachdem Lothar vollständig wiederhergestellt ist, begiebt er sich unter den Segenswünschen seines Retters nach Egypten, wo wir in die Welt der Pharaonen eingeführt werden und wo der Dichter durch den Mund seines Helden die großartigsten Gedanken ausspricht. Von dort führt ihn sein Weg nach Syrien und Jerusalem. Aus dieser Partie des Gedichtes sei es mir vergönnt, eine Stelle anzuführen, die einen besonders tiefen Eindruck auf mich gemacht hat. Lothar weilt auf den Schutthaufen, mit denen so viele Völker- und Religionskriege den Boden der heiligen Stadt bedeckt haben, nachdem er die Erinnerungen an diese Schrecknisse in lebhaften Bildern hervorgerufen, fährt er fort:

Am Kidron mit gestürztem Dach
Stand einsam eine Betkapelle,
Zu welcher aschenbleiche Wipfel
Herniederschauerten vom Oelberggipfel,
Und aus der Nische sah ein Christusbild
Auf mich herab so sanft, so mild;
Lang blickt' ich auf in seiner Augen Blau,
Und, wie die dürre Flur nach Thau,
So dürstete nach einem Trosteswortе
Mein Herz, das schmachtende, verdorrte;
Allein in seinen halberlosch'nen Zügen
Schien namenloser Schmerz zu liegen.
Da aus des Herzens Tiefe quoll
Mir's feucht empor, und andachtvoll,

Wie einst als Knabe, kniet' ich hin zum Beten:
„O Heiligster, Gottähnlichster von Allen,
Die diese nied're Erde noch betreten!
Hier, wo im Geist ich in des Tempels Hallen
Mit dir und deinen Jüngern oft geweilt
Und in Gethsemane dein Weh getheilt,
Darf ich dir wieder nah'n? Bei dieser Zähre
An meiner Wimper schwör' ich's, jene Lehre,
Die auf des Berges Höhen du verkündet,
Der Liebe und der Milde heil'ges Wort
Im Herzen trug ich's fort und fort!
Doch ach! die sanfte Glut, die du entzündet,
Wie hat der Mensch sie zum Zerstörungsfeuer
Verwandelt, daß der Name Christ
Zum Fluche ward! Du selbst, Erhab'ner, bist
Vom Glaubenswahn, dem Ungeheuer,
Zum Götzen umgeschaffen worden,
Vor dem im Stumpfsinn ganze Völker knie'n!
Dich rufen sie, wenn sie zum Morden
Von Andersgläubigen das Würgschwert ziehn
Und hoch des Scheiterhaufens Flamme
Bei des Tedeum Klang zum Himmel leckt.
Ein ries'ger Giftbaum ist dem Kreuzesstamme
Entsprossen, dessen Wipfel, weitgestreckt,
Die halbe Erde überdeckt,
Und wo du Freiheit, Licht und Recht gewollt,
Entstand ein Reich der Knechtschaft und der Lüge,
Ein nächtig dunkles, das des Himmels Züge
Gottlästernd äfft. Wohl heiß vom Auge rollt

Die Thräne dir und deine Wunden brennen
Auf's Neue, wenn du denkst, wie Heuchelei
Und blinder Wahn sich frevelnd Glauben nennen,
Und solche, die mit Lippen dich bekennen,
Dich selber gern nochmals mit Wuthgeschrei
In's Grab verfolgten. Aber wende
Dein Antlitz nicht von uns, o Herr! Entsende
Ein Heer von Jüngern, das dein Werk vollende!
Dein erstes, oberstes Gebot,
Die Liebe einzig, sei Gesetz auf Erden,
Und alle Religionen werden
Erblassen vor dem großen Morgenroth!
Nicht Kirchen, d'rin ein unverstand'ner Glaube
Der Menge dumpfen Sinn gefangen hält,
Dein Tempel sei das hohe Himmelszelt,
Der Berge ew'ge Säulenlaube,
Die Menschheit die Gemeinde, die dich preis't,
Und du bis an den Schluß der Zeiten
Bei ihr in Wahrheit und im Geist,
Um auf den Weg des Heiles sie zu leiten!"

Um den Schwur seiner Jugend zu halten, nimmt Lothar jetzt an dem Befreiungskriege der Griechen Theil, dessen Schrecknisse wieder auf das lebendigste ausgemalt werden. Er wohnt Seeschlachten und dem Falle von Missolounghi bei, wird schwer verwundet, von Mönchen in ein Kloster gerettet, dort gepflegt, dann aber entdecken die Türken seinen Zufluchtsort und umstellen das Kloster; er wird mit Banditen und Mördern in einen dumpfen Kerker geworfen, aus dem

man die Gefangenen nach einander zum Tode schleppt. Lothar bleibt als der Letzte zurück. Da öffnet sich am Morgen die Kerkerthür; der Gefangenwärter löst seine Ketten, giebt ihm Feile und Seile, um die Gitterstäbe zu durchsägen und sich am Abend auf ein gegebenes Zeichen herunterlassen zu können. Ein Brief von Adele, den ihm der Wärter übergeben hat, löst das Räthsel. Der Abend kommt und mit ihm das Zeichen; er läßt sich hinab, eilt an das Meer und dort nimmt ihn ein Boot auf, das ihn an Bord eines englischen Schiffes bringt; zwei weiße Arme strecken sich ihm hier entgegen: es ist Adele und neben ihr der siebzigjährige greise Pfarrer Eberhard. Beide haben endlich nach vielem Forschen von Land zu Land Lothar gefunden und ihn mit dem, alle Kerker öffnenden Golde gerettet.

Nach dieser Skizzirung des Inhalts, bleibt nur noch zu bemerken, daß der „Lothar", wie alle größeren Dichtungen Schack's, unendlich reich an prachtvollen Natur- und Landschaftsgemälden ist, welche den Reiz der Neuheit insofern an sich tragen, als die Poesie in jene fernen und zum Theil unheimlichen Regionen sich bisher selten oder nie gewagt hat.

Von der Katastrophe im Park zu Falkenberg an führt uns der Dichter vorzugsweise durch die Schatten- und Nachtseiten des menschlichen Lebens, und seine Phantasie entrollt ein schauerliches Bild nach dem andern vor unseren Augen. Die Betrachtungen, die

er über das Leben und das Menschenschicksal anstellt, sind oft so düster gefärbt, als ob sie der Zweifel an einer höheren göttlichen Weltordnung dictirt hätte. Gleichwohl läßt er den Geist eines Abgeschiedenen in die irdische Welt eingreifen. Zuletzt lösen sich denn auch alle Mißklänge auf's Schönste.

Wenn, wie Jean Paul sagt, die Poesie uns zu Göttern und Seligen machen soll, so wird dieser Ausspruch hier glänzend verwirklicht; denn nach all dem Jammer und Elend, welches der Held dieser Dichtung zu erdulden hatte, geht er am Arm der schönen Adele einer sonnigen Zukunft entgegen, und der Leser legt, mit dem Schicksal ausgesöhnt, das Werk befriedigt aus der Hand.

Schack hat seinen Lothar Ferdinand Gregorovius in Rom zugeeignet, und er hätte es keinem würdigeren Manne widmen können als diesem trefflichen Historiker und Dichter.

V.

Nächte des Orients.

Schack ist eine grübelnde Natur und man hat ihn deshalb oft einen poetischen Hamlet genannt; als solcher offenbart er sich ganz besonders in seiner größern Dichtung: „die Nächte des Orients."

Der Dichter verläßt in dem Augenblicke, in welchem Pius IX. die für das Papstthum verhängnißvoll gewordene Weltsynode nach Rom beruft, als Europamüder sein Heimatland, um all den materiellen und geistigen Jammer, der ihm daheim das Leben verbittert und ungenießbar gemacht hat, von sich abzuschütteln, sich in dem Duft- und Blüthenleben des wunder- und wonnereichen Orientes zu verjüngen und dann an der Wiege der Menschheit die Lösung der Lebensräthsel zu suchen. Die Klage, daß das Menschenloos, das himmlisch sein könnte, reich an Leid und Noth, an Gram und Weh ist und mit einer Dissonanz schließt, datirt gewiß von dem Tage her, wo der Mensch zuerst über sich zu reflectiren begann, und sie ist jedenfalls älter als Homer, Pindar und der Chorgesang, der das Schicksal des unglückseligen Greises

auf den Hügeln von Kolonos beweint. Worin besteht diese Klage? Darin, daß wir uns nicht ewig mit dem Blute von zwanzig Jahren der Welt und des Lebens erfreuen können, daß die Jugend des Körpers früher verfällt, als die Jugend des Geistes, besonders aber darin, daß wir in dieser schönen Welt nur als Miethlinge uns betrachten dürfen und nicht eine Secunde sicher sind, wehr- und willenlos aus Hütte und Palast hinausgeworfen zu werden, ohne daß wir die Gewißheit besitzen, ob und wo uns von Neuem eine Heimat erwartet.

Plinius tadelt diese Sehnsucht des Menschen nach einem Leben über diese Erde hinaus als einen unersättlichen Lebenshunger; aber wenn Leben gleichbedeutend ist mit Lernen, was wäre dann an unserm Wissensdrange zu tadeln? Gegen den seelenlosen Materialismus unserer Tage reagirt am entschiedensten die seelenvolle Poesie. Während die exacte Wissenschaft den Weltgeist aus dem Weltall hinausweist, setzt die Poesie ihn wieder ein. Da der liebe Gott nicht mehr, wie zu den Zeiten Abrahams, mit den Menschen spricht und gemüthlich mit ihnen verkehrt, so handelt es sich darum, ihn neu zu entdecken und Licht, Sinn und Verständniß in die Welt zu bringen; zu diesem Zwecke tritt denn der Dichter seine Reise an. Ueber Aegypten durch den Canal von Suez und das rothe Meer gelangt er nach Arabien, und mit zwei eingeborenen Begleitern, Chalil und Beder, alle

drei von feurigen Rossen getragen, geht es landeinwärts. Hier entrollt Schack vor unsern Blicken ein glänzendes Panorama der Wüste und ihrer Bewohner; wir sehen Alles in der Localfarbe leben und weben; dazwischen großartige Schilderungen von der Pracht des südlichen Sternhimmels, mit tiefsinnigen Betrachtungen durchflochten. Aber die seit Jahrtausenden sich gleichgebliebenen Kinder der Natur lassen des Dichters Herz kalt und leer; er sehnt sich unter ihnen nach einem gramgebleichten, von Gedanken durchfurchten Antlitz aus dem ihm verhaßten Norden. Unbefriedigt eilt er, wie vom Sturm getragen, weiter, und macht endlich unter einer Welt von riesigen Trümmern Halt. Es ist ungewiß, ob er auf den Ruinen von Ninive oder Babylon rastet. Wie ihn hier nun all die Colosse von Götter- und Thierbildern vergangener Jahrtausende anschauen, da — so heißt es in der großartigen Dichtung —:

. . . . „wie ich sinnend all die wunderbaren
Gebilde schaute, dacht' ich: sie, die Zeugen
Noch von der Erde Jugend waren,
Vielleicht von dem verhüllten Weltgeschick
Den Schleier heben sie vor meinem Blick.
Woher wir kommen, wer wir sind,
Warum durch dieses Lebens Labyrinth
Wir irren auf der öden Erdenfahrt:
Ihr Ew'gen, denen im Beginn der Tage
Natur ihr groß Geheimniß offenbart,
Gebt Antwort auf die Räthselfrage!"

Hier, wo die ältesten Völker der Erde gigantische Spuren ihres Daseins hinterlassen haben, möchte er den Paradiesestraum der ersten Menschen träumen; denn die Vorwelt erscheint ihm, wie unserm Schiller, in einem verlockenden Lichte: es muß einst ein edleres, glückseligeres Geschlecht gelebt haben, als die jetzigen unglückseligen „zweigezinkten“ Geschöpfe, wie Lear den Menschen nennt. In seine Welträthsel-Betrachtungen versunken, sieht er plötzlich einen Greis vor sich stehn, dessen Bart so weiß ist, wie der Schnee vom Libanon. Er kündigt sich ihm als einen Kosmopoliten an, der des Dichters eigene Sprache ebenso geläufig spricht, wie alle Sprachen der Mit- und Vorwelt. Mit der Weisheit von Jahrtausenden im leuchtenden Auge belächelt er die Schwärmerei und Selbstquälerei „des Sohnes von Gestern“. Er bittet, ihn Hadschi Ali zu nennen als Mekka-Waller, mit dem grünen Turban, dem alle Muhamedaner Ehrfurcht zollen. Hadschi Ali macht auf den Dichter den Eindruck des Uebermenschlichen, und er steht ihm gegenüber, wie der befangene Schüler dem altweisen Meister. Der Greis spricht ihm Muth ein, bewirthet ihn fürstlich und erbietet sich zu seinem Reisegefährten, jedoch mit der Bedingung, ihn niemals zu fragen, wer und woher er sei.

Die ganze Schilderung ist außerordentlich schön.

Hadschi Ali ist im Besitze eines Elixirs, von dem ein Tropfen in Wein genossen, ihn jede Welt-

epoche, die er wünscht, selbst durchleben läßt. Der Dichter wird also in die Zeit des ersten Menschen versetzt, von der Hadschi Ali sagt, daß sie nicht etwa sechstausend, sondern viele hunderttausend Jahre über die heutige Zeit hinaus liegt. Wir sehen nun den ersten Menschen, statt in dem Paradiese des John Milton und des Pentateuch, mitten in der noch immer kreißenden Natur, umgeben und bedroht von all den Ungethümen der Urwelt, die ihn keine Secunde seines Daseins froh werden lassen. Erde und Meere sind in einem ewigen Gestaltungsprocesse begriffen, und Sturm und Wetter, Oceane und Erdbeben gewähren ihm keine bleibende Stätte. Von einem Entsetzen in das andere hinübertaumelnd erwacht er endlich und fühlt sich für immer geheilt von der kranken Sehnsucht, noch einmal durch das Paradies des ersten Menschen zu wandeln. Aber der Traum, daß die Vergangenheit doch schöner gewesen sein müsse, als die Gegenwart, taucht immer von Neuem in seiner Seele auf, und mit Hülfe des Elixirs durchlebt er nun eine Episode aus der Zeit der Pfahlbauten, eine andre aus der Zeit des Perikles, ferner aus derjenigen der Kreuzzüge und endlich eine solche unter Papst Leo X. aus der Periode Raphael's und Michel Angelos.

Alle diese Episoden sind von einer reichen blühenden Phantasie dictirt und entrollen ein lebendiges Bild der jedesmaligen Zeit; zugleich zeichnen sich die Begebenheiten durch so spannende Erfindung aus, daß

wir mit athemloser Theilnahme den Abenteuern des Träumenden folgen; allein sie liefern den Beweis, daß die Kunst und die Poesie von jeder Epoche, die hinter uns liegt, uns nur einen idealen Reflex hinterlassen hat, daß jedoch die Wirklichkeit im Ganzen und Großen nichts weniger als ideal war. Trotzdem gewinnt der Dichter aus den verschiedenen Weltaltern, die er durchlebt, die Ueberzeugung, daß die Menschheit, wenn auch nur langsam und unter manchen Schwankungen zu höherer Entwicklung emporsteigt. Er sagt:

Aufwärts geht der Menschheit Gang;
Ob sich ihr Pfad auch krümmt und windet,
Ja ob er auch jahrhundertlang
In dunkle Abgrundtiefen schwindet,
Nach oben wieder reißt sie doch ihr Drang.
Wohl langsam war ihr Gang; doch als Ein Tag
Zählt ein Jahrtausend in der Weltgeschichte;
Wohl daß sie in dem Ringen oft erlag,
Daß sie mit Tritten, schwank und ungewiß,
Wenn sie emporgeklommen schon zum Lichte,
Nochmals rücksank in Finsterniß;
Allein das Eine halte fest dein Herz:
Sie schreitet mählig sonnenwärts,
Und immer reiner wird der Quell
Des Göttlichen ihr, immer klarer fließen,
Wenn neue Himmel sich ihr hell
Mit den Jahrhunderten erschließen.

Zugleich erkennt er seinen Irrthum, daß er in fernen Ländern das Glück gesucht hat:

O! die Banianenhaine
Kaschmirs mit ihren Lotosteichen,
Mit ihrem Sternensilberscheine
Und goldnen Sonnenglanze wie erbleichen,
Europa, sie vor deinen Sälen,
Wo leuchtend Bild sich reiht an Bild
Und von den Tizianen, Raphaelen
Der Schönheit Zauber auf uns niederquillt!
Wie stumm und öde gleich dem Todtenreiche
Erscheint das ganze weite Asien mir,
Wenn deinem kleinsten Stübchen ich's vergleiche,
In dem von Mozarts Tönen das Klavier
Erzittert und in Andachtstille
Die Seele den Akkorden lauscht,
Und trunken in der Wunderfülle
Der Melodien sich berauscht.

Nachdem Hadschi Ali dem Dichter jeden Wunsch seines Herzens befriedigt, giebt er sich ihm als einen der Vorzeitsöhne zu erkennen, der mehr Jahrtausende durchlebt hat, als Ahasver, der ewige Wanderer. Er enthüllt ihm dann, wie sein früher kundgegebener Pessimismus nur eine Maske gewesen sei; wie er selbst schon seit lange sich aus einer ehemaligen düsteren Weltanschauung zu derselben freudigen Ueberzeugung emporgerungen habe, wie der Dichter. Er schildert

ihm das Ergebniß seines Erdenwallens und rollt ihm in großartigen Zügen ein Lichtbild auf von der, immer höheren Zielen entgegenschreitenden Menschheit, die einst einen Gipfel erklimmen werde, wo das Größte, was bis jetzt der Geist geschaffen, sich ausnehmen wird wie Kinderwerk.

Noch steht die Welt erst im Beginne
Und in der frühsten Dämmrung dessen,
Was einst sie werden wird; so unermessen
Wie das Geschlecht, dem heut die Sonne tagt,
Die ersten Höhlenwohner überragt,
Wird ein zukünft'ges Menschenalter
Das Heute überflügeln — wie ein Traum
Im Morgenschlafe, wie ein mattgelallter
Kindischer Laut, werth sein zu achten kaum,
Wird ihm das hehrste seiner Geisteswerke
Erscheinen; thöricht, frevelhaft
Was er beginnt und sinnt und schafft.
Denn in des Mannes voller Stärke
Stehn wird der Mensch; wie er sich selbst erkennt,
Lebt er im Einklang mit dem Weltgesetze;
Natur und Geist sind ihm nicht mehr getrennt,
Und aufgeschlossen liegen ihre Schätze
Vor seinem Blick; kein Element
Des weiten Alls ist, dem er nicht geböte
Und eine heil'ge Morgenröthe
Hat Haß und Neid und alle dunkeln Triebe
Der Sterblichkelt in ihm verzehrt,
So daß er auf der Erde schon verklärt,
Ein Himmelsleben führt, in dem die Liebe

Die Völker mit allmächt'gem Band umschlingt.
Das ist das Ziel, nach welchem Alles ringt;
Doch eine Spanne Zeit, um mitzustreben,
Nur ward dem Einzelnen gegeben,
Denn in der Menschheit ist sein wahres Leben,
Und, wie die Welle in den Ocean,
Sinkt er in sie zurück. Drum wirke du,
So lang vor dir die Erdenbahn
Erschlossen ist; doch wenn dein Tagewerk gethan,
Froh schließe deine Augen zu
Und juble, daß die Schranken fallen,
Die dich getrennt vom großen Sein!
In ihm, befreit vom trügerischen Schein,
Der deinen Blick umwob, als Eins mit Allen
Erkennen wirst du dich, die sind und waren;
Und, wie von je du in den Wesenschaaren
Gewaltet, eh du trugst dein Staubeskleid,
So darf dich keine Sorge quälen,
Dir werde je die Zukunft fehlen —
Dein ist die ganze Ewigkeit.

Nachdem er bis zu dieser Ueberzeugung vorgedrungen, wirft Ali das Amulet, das ihn ewig am Leben erhalten hat, und das Elixir von sich und kehrt in die Welt der Geister zurück. Der Dichter aber bestattet trauernd die irdische Hülle nach der Weise der Orientalen.

Dann erwacht in ihm mächtig die Sehnsucht nach dem Lande, wo seine Wiege gestanden hat, mit dem Zauber der Kindheit, und er wendet sich wieder

nach Deutschland in dem Augenblicke, in welchem der Traum seines ganzen Lebens in Erfüllung gegangen ist, der Kyffhäuser sich aufgethan hat und Deutschland im ersten Rausche seine kaiserliche Wiedergeburt feiert. — Schacks „Nächte des Orients“ gehören zu dem Schönsten und Erhabensten, was unsere Literatur hervorgebracht hat. Wie Goethe's Faust, so ist diese wundervolle Dichtung reich an großen Gedanken, an tiefsinnigen Betrachtungen, und es ist ein solcher Zaubergarten der Poesie, daß sich der Leser immer von neuem von ihm angezogen fühlen wird, um sich an seinem Blüthendufte zu laben und in dieser Welt von Gedanken sich geistig zu erfrischen und zu stärken.

VI.

Durch alle Wetter.

Roman in Versen.

Die italienischen Epiker Pulci, Ariost und Berni haben unserem Dichter als Vorbilder gedient, um die deutsche Dichtung durch jene Gattung von Epen zu bereichern, in denen sich das Leben bald in ernsten, bald in heiteren, von Witz und Humor belebten Ereignissen abspiegelt. Dieses Unternehmen ist ihm in seinem „Durch alle Wetter“ vortrefflich gelungen. Der Roman hat zum Inhalt die Liebe eines jungen und heißblütigen preußischen Gesandtschafts-Attachés in Dresden, des Grafen Victor, der sich sterblich in die Sängerin Amalie Schmidt verliebt hat und sie zu bereden sucht, mit ihm über London nach Neapel zu reisen. Als er einst kurz vor dem Beginne der Oper auf der Bühne mit der Geliebten redet und vor Leidenschaft zu ihren Füßen hingekniet ist, wird plötzlich der Vorhang aufgezogen und der Schwärmer dadurch zum Gespötte für die ganze Stadt. Er kann nun nicht mehr in Dresden bleiben und Amalie entschließt sich, mit ihm zu fliehen. Als sie aber von

England nach Italien in See gehen wollen, entführt ein raffinirter amerikanischer Spekulant die Sängerin nach den Vereinigten Staaten, um ihr Talent dort zu verwerthen. Die Huldigungen, die jenseits des Oceans der Künstlerin dargebracht werden, gehen alle nach amerikanischer Art ins Ueberschwängliche und nehmen sich sehr ergötzlich aus. Die Hauptabenteuer sind nach Amerika verlegt; dahin gehört ein Ueberfall von Indianern auf der Pacific-Eisenbahn, ein Erdbeben, ein Waldbrand und der Aufenthalt im Urwald, bei dem sich ein außerordentliches Ereigniß auf das andere häuft und der Dichter sich gründlich vertraut zeigt mit der Natur der Tropen und den Wundern der neuen Welt.

Alles dies wird mit der lebendigsten Einbildungskraft an uns vorübergeführt, als ob wir es selber mit erlebten und die Schilderungen der amerikanischen Natur sind von blendender Pracht. Die Abenteuer werden thurmhoch aufgestapelt und halsbrechende Seiltänzerkünste der Phantasie lösen einander unaufhörlich ab. Der Schauerroman und das Leihbibliothekenfutter unserer Tagesschriftsteller wird mit dem glänzendsten Humor in dieser Dichtung parodirt und verspottet. Ein heiterer, schalkhafter Sinn durchweht das Ganze, in welchem auch ein irländischer Seekadet, der den platonischen Liebhaber der Sängerin abgiebt, eine anziehende Rolle spielt. Obwohl die ganze Dichtung ein groteskes Gepräge trägt, so fehlt es doch nicht

an Betrachtungen höherer Art. Nachdem alle Abenteuer in Amerika glücklich bestanden sind, kehrt die Sängerin nach Europa zurück, begleitet von ihrem jugendlichen Verehrer, den sie aus Sorge für ihre Reputation nöthigt, Frauenkleider anzulegen. Inzwischen hat sich Graf Victor von London nach Neapel eingeschifft. Er berührt dabei Spanien und macht einen Ausflug nach Granada, was dem Dichter Gelegenheit giebt, von dieser Wunderstadt eine zauberhafte Schilderung zu entwerfen. Hier nur zwei sich auf die Alhambra beziehende Strophen:

Und nun der Blick von hangenden Balkonen
Auf Stadt und Vega und den Blüthenkranz
Der Gärten rings und auf die Gletscherkronen
Der Sierra in des Abends Purpurglanz!
Es dunkelt; höher glühen die Citronen
Im grünen Laubdach, und den luft'gen Tanz,
Zurückgespiegelt von dem Wasserbecken,
Beginnt der Glühwurm um die Myrthenhecken.

Aus Lindaraja's Garten unterdessen
Tönt an dein Ohr des Springquells Tropfenfall,
Und säuselnd durch die Wipfel der Cypressen
Wallt der Romanze sanft gedämpfter Schall:
Ein Lied Arabiens, das sie nicht vergessen,
Singt im Granatgebüsch die Nachtigall
Und Zwiesprach halten leis im Abendweh'n
Die Peris Bagdads mit des Westens Feen.

Nach seiner Landung in Neapel geräth Graf Victor in die Hände von Räubern und wird von ihnen in die Abruzzen fortgeschleppt. Den Gesang, welcher seine nun folgenden Erlebnisse erzählt, leiten die nachstehenden Strophen ein:

Jetzt werde hart, mein Leser! oder besser,
Wenn du nicht Nerven hast wie ein Tunguse
Schlag zu dies Buch! denn wisse, mein expresser
Aufruf ergeht hiermit an jene Muse,
Die Han von Island schuf, den Menschenfresser
Und uns vor Schreck starr macht, wie die Meduse;
Ja du, die du die Farben aufträgst wanddick,
Steh bei mir, neufranzösische Romantik!

Zum Zweiten euch anruf' ich, Spieß und Cramer!
In dies Kapitel haucht des Geistes Kraft,
Mit der ihr manchen Tag voll wundersamer
Entzückungen dem Gymnasiasten schafft,
Indem er, statt auf's Schreibheft voll infamer
Vokabeln, auf die gelben Blätter gafft
Und sich gehoben fühlt zu allen Himmeln,
Die all von Räubern und Banditen wimmeln.

Selbst denk' ich an die Zeit mit Wonneschauer,
Als ich — es war, da ich in Tertia saß —
Die „Schaudernächte an der Teufelsmauer",
„Urach den Wilden" mit Begeist'rung las;
Als neben Spieß Homer uns nur ein flauer
Gesell schien und wir von der Ilias

Sehnsüchtig nach dem Rinaldini schielten,
Den wohlversteckt wir unterm Schultisch hielten.

Als Dritten in der Zahl der hohen Meister
Noch nenn' ich dich, erhab'ner Vulpius!
Nehmt diesen späten Dank, verklärte Geister,
Für den mir froh gebotenen Genuß
Und steht zur Seite mir als Hülfeleister,
Nun Victors Schicksal ich berichten muß.
Authentisch, ich betheu'r es, in exacten
Auszügen geb' ich Alles nach den Akten.

Nachdem der Held unter den Banditen entsetzliche Qual erlebt hat, wird er durch die Tochter des Räuberhauptmanns, die sich in seine schönen Augen vergafft hat, befreit und trifft in Neapel wieder mit seiner Amalie zusammen. Eine Eifersuchtscene, die beinahe mit Vergiftung der Liebenden geendet hätte, entsteht dadurch, daß die Räuberhauptmannstochter Viktor in Herrenkleidung begleitet, wie der Seecadett Amalien in Mädchentracht. Dann folgt noch ein tolles Intermezzo. Der junge Irländer, der großes Talent zum Tanzen besitzt, tritt, um sich den Lebensunterhalt zu verdienen, als Tänzerin auf dem Theater S. Carlo auf; einst während der Vorstellung, als ihn gerade das Haus enthusiastisch beklatscht, wird er durch den alten Diener seines Vaters, der ihn lange vergebens gesucht, mit Gewalt von der Bühne hinweggeschleppt. Zuletzt endigt Alles in

Versöhnung und Glück. Der Seecadet führt die Räuberhauptmannstochter in sein Ahnenschloß heim und Victor vermählt sich mit Amalie. Ein im Herbst 1871 gedichteter Epilog führt noch Victor auf den Kampfplatz in Frankreich: Der junge Graf wird in Weißenburg verwundet und von Amalie, die als Krankenpflegerin dem deutschen Heere gefolgt ist, auf der Wahlstatt aufgefunden. Dieser Epilog, unter den unmittelbaren Eindrücken des großen Krieges geschrieben, ist von hoher patriotischer Begeisterung erfüllt. Wir heben ein paar Strophen daraus hervor:

Schon aus Paris, der alten Stadt der Hölle,
Wälzt sich heran der Heere dichte Fluth,
Als ob sie aus dem Schooß des Abgrunds schwölle,
Und Afrika's entmenschte Negerbrut
Gleich Schakals, die mit heiserem Gebelle
Ein Leichenfeld begrüßen, jauchzt in Wuth
Und wilder Lust empor; nun bald in Bächen
Von deutschem Blut denkt sie sich satt zu zechen.

Gesegnet hat dies Räuberheer der Böse
Und es aus seinem Höllenarsenal
Mit Chassepot ausstaffirt und Mitrailleuse.
Angstvoll schau'n rings die Völker zu, neutral;
Das falsche England steckt, das religiöse,
Dem Teufel heimlich über den Kanal
Noch Waffen zu; heimtückisch hebt die Katze
Italien, um ihm beizusteh'n, die Tatze.

Doch hoch, ein Retter sei er uns gepriesen,
Der königliche Greis, als Held erprobt!
Im Jünglingskampf mit dem Eroberungsriesen,
Dem größten Würger, der die Welt durchtobt,
Schon hat er treu erfüllt, was er Luisen,
Der Mutter, an dem Sterbebett gelobt,
Und nochmals zückt er, unserm Volk ein Rächer,
Das Schwert nun auf den wälschen Friedensbrecher.

O hätt' ich einen Klang von Körners Leier,
Wär' ich ein Arndt, ein Schenkendorf im Lied,
Mein bestes singen würd' ich ihm zur Feier
Und Deutschlands Heere, wie's gen Frankreich zieht;
Schon hebt die Brust sich jedem Deutschen freier,
Da er die theuern Fahnen flattern sieht,
Und müßten sie im Kampfe unterliegen,
Es ist genug des Glücks — wir sah'n sie fliegen.

Dann stehe noch hier der folgende Nachruf auf die bei Weißenburg Gefallenen:

Die Ihr das Schlachtfeld deckt, Ihr heil'gen Todten,
Nachweint Euch feur'gen Dank das Vaterland
In Euern Himmel! Mög' im morgenrothen
Lichtscheine drüben Palmen Euch die Hand
Der Sel'gen reichen, während Siegesboten,
In alle Weltenräume ausgesandt,
An die Unsterblichen, die sie umringen,
Die Kunde Eures Opfertodes bringen!

In Weh die Hände ringen wohl die Euern,
Durch ganz Germanien hallt ein Klageton;
Kein deutsches Herz ist, das um einen Theuern
Nicht blutete, Freund, Bruder, Vater, Sohn;
Und doch mit Blicken, leuchtend gleich den Feuern
Der Siegesfeier, die gen Himmel loh'n,
Schau'n wir die Krone, die Ihr Euch erworben;
Wir Alle wären gern wie Ihr gestorben.

Dieses Epos hat in der literarischen Welt großen Beifall gefunden, die Ereignisse sind sämmtlich dem Leben unserer Tage entnommen, und die Frische und der heitere Sinn, der in dem Ganzen waltet, mußte nothwendig die Freunde einer übersprudelnden Laune, des Witzes und der Poesie um so mehr anziehen, als in demselben ein neuer Ton angeschlagen war. Solche Eigenschaften wirkten auch auf den bedeutenden Literarhistoriker Kreyssig, der große Stücke auf diese Dichtung hielt und mit lebhafter Anerkennung von derselben sprach.

VII.

Ebenbürtig.

Roman in Versen.

Unsere Literatur hatte bisher fast gar keine Dichtungen aufzuweisen, in denen ein sprudelnder Humor das moderne Leben behandelt, und das Komische, selbst das Burleske, mit höherer Poesie umkleidet, indem sie den Tadel, den Witz, den Spott mit Aristophanischer Ausgelassenheit oder in der heiteren Laune eines Ariost uns mundgerecht macht. Solche Dichtungen hat zuerst Schack in „Durch alle Wetter“ und dann durch seinen Roman in Versen „Ebenbürtig“ geliefert. In letzerem liest er seinen hochadligen Standesgenossen den Text und macht ihren Ahnenstolz, die Nichtigkeit ihres Lebensinhaltes, ihre mittelalterlichen Standesvorurtheile der bürgerlichen Welt gegenüber mit einer unverwüstlichen Laune, einem naiven, neckenden Spott und einem cascadenartig sprühenden Humor so unwiderstehlich lächerlich, daß der Leser unwillkürlich ausrufen wird: Das ist einmal etwas Neues; aber wie kommt Saul unter die Propheten?

Die Tendenz der Schack'schen Dichtung geht dahin, die Großen dieser Welt immer von Neuem an die ewigen Grundrechte der Menschheit zu mahnen, an die Gleichheit Aller und an die Berechtigung Aller zu Allem. Die Mutter Natur bringt uns gleichmäßig nach einem Gesetz in die Welt und aus ihr hinaus. Schack läßt nur geistige Vorzüge gelten.

Zur Erläuterung dieses Themas geben ihm die welthistorischen Bewegungen der Jahre 1848 und 1849, der politische Sturm und Wirbelwind, der Aufstand in Wien, die Kämpfe in Baden, die empörenden Zustände in Polen, die Dunkelmänner und Reactionäre, die noch immer unverbesserlich nichts lernen und nichts vergessen wollen, sondern bald unter diesem, bald unter jenem Zeichen des Thierkreises ihre unheimliche Maulwurfsthätigkeit fortsetzen, eine ausgiebige Gelegenheit. Der Plan seiner Dichtung ist glücklich angelegt und wird vortrefflich durchgeführt.

Wir befinden uns auf Schloß Wolkenstein im Breisgau, im Lande der Alemannen, und sehen den Rhein ziemlich nahe an uns vorüberfluthen. Hier auf dem alterthümlichen Schlosse residirt der tragikomische Fürst Friedrich, der Vater von sieben naturwüchsigen Sprößlingen, vier Söhnen, Nicolas, Karl, Otto, Max, und drei Töchtern, Aslauga, Gertrude und Sigelinde. Der Fürst steht eben im Begriff, den ältesten Prinzen, an dem er vollständig verzweifelt, weil er durch die Lectüre von Byron,

Hume und einer ganzen Reihe von poetischen und philosophischen Tollhäuslern zum phantastischen Träumer geworden ist, mit der Prinzessin Cäcilie, der immens reichen Tochter der Herzogin Leonore zu verloben und so seinen zerrütteten Finanzen aufzuhelfen.

Melancholisch ruft er aus:

„Ich ließ ihn Nicolas beim Taufen nennen,
Nach jenem Hort des Gottesgnadenthums,
Dem großen Volksbesieger Nicolaos;
Doch jetzt — mir ist, als bräch' herein das Chaos!"

Die Herzogin und des Fürsten Durchlaucht gehören zu jenen Familien, die

„Mediatisirt sind seit dem Jahre Drei,
Das Deutschland bei des Volkes Freudenthränen
Erlöst von ein'gen hundert Souveränen.
Doch zugesichert war auf dem Congresse
Für ew'ge Zeiten ihnen die Durchlaucht,
Und somit ebenbürtig selbst dem Kaiser
Blieb jedes Glied der beiden Fürstenhäuser."

Die Mutter weilt schon seit einiger Zeit

„Mit der Prinzessin Tochter auf der Burg,
Und dieser Tochter, einem Meteore —
Denn reich begütert ist sie an der Murg
Und prangt in jugendlicher Schönheit Flore —
Will seinen ältsten Sohn der Fürst vermählen;
Gleichgültig sind dabei der Beiden Seelen."

Aber der arme Fürst hat wirklich Ursache, in Verzweiflung zu sein, denn der prinzliche Bräutigam in spe schwärmt mit dem genialen Maler Ehrich in der künstlerischen Welt der Ideale und hängt in seiner Phantasie einem Frauenbilde nach, das ihm wiederholt im Traume erschienen, statt der reellen Prinzessin den Hof zu machen. Er sucht:

„Erdbeeren in der schattendunklen Schlucht,
Und hoch auf Gipfeln, wo im Sonnenstrahle
Sie voll gereift, der Kirsche süße Frucht —
Er ist viel glücklicher bei solchem Mahle,
Als wenn im Schlosse Dünkel, Größensucht
Und Ahnenstolz sich spreizen, und der schale
Wortschwall, wie an der Donau oder Havel,
Auch hier am Rhein sich fortspinnt über Tafel.“

Der Gouverneur des Prinzen, Graf Lorm, ist endlich so glücklich, seinen ungerathenen Zögling aufzufinden, ihn mit einer weißen Weste und Kravatte heraus zu staffiren — Orden hat der Prinz leider noch nicht — und ihn so salonfähig zu machen. Die Kravatte sitzt aber windschief.

Der Dichter führt uns nun in einen prunkenden Hofzirkel ein, brennt ein humoristisches Feuerwerk nach dem andern ab und läßt die Raketen seines Witzes in allen Farben steigen.

Die Prinzessin setzt sich an den Flügel, der ganze Hof ist etikettenmäßig von ihrem Spiel als unüber-

trefflich entzückt; der Gouverneur flüstert dem Prinzen zu, er möge seiner Auserwählten durch einige Artigkeiten über ihr Spiel ein holdseliges Lächeln abgewinnen; er wendet sich zu ihr mit einer Verbeugung, in welcher der Balletmeister Taglioni sich schwerlich wiedererkannt haben würde und sagt zu ihr:

„Sie sind gewiß marode!
Müd' machen diese Phantasien, Capricen,
Wie Seiltanzkünste oder Kobold-Schießen.

Bestrafen sollte man als Menschenquäler
Die Componisten, wenn man's recht ermißt,
Doch Ihr Verdienst, Prinzeß, ist drum nicht schmäler
Und sagen muß ich, wie es Wahrheit ist;
Concerten hab' ich beigewohnt von Döhler,
Von Thalberg, Prudent, Rubinstein und Liszt,
Sie Alle waren tüchtig echauffirt,
Doch, so wie Sie, hat Keiner transpirirt!"

Die Holde kehrt ihm entrüstet den Rücken zu, aber der bessergeschulte Papa macht unter Händeküssen, Händedrücken seiner Bewunderung Luft, um sie zu versöhnen.

Dann geht es in den Speisesaal und zur Tafel, wo der Prinz wieder einen Bock nach dem andern schießt. In einem Gespräch über Malerei verurtheilt er Kaulbachs Zerstörung von Jerusalem und die Geisterschlacht als jämmerliche Pinseleien. Die Prinzessin bringt hierauf das Gespräch auf das Leih-

bibliothekenfutter der Romane, in welchem der Prinz das Gift sieht, wodurch alle wahre Poesie zu Grunde geht, denn er ruft aus:

„Bei Gott! man möchte rasen,
Ein Publikum zu seh'n, das so verdreht;
Sind alle Deutschen denn jetzt alte Basen?
Das Volk, das Platens lautres Gold verschmäht —
Ich rede nicht von Goethe, Schiller, Lessing —
Das ward trivial — begnügt sich jetzt mit Messing?

Hätt' ich die Macht nur, einige Schock Romane
Verbrennen lassen würd' ich jedes Jahr,
Einsperren dutzendfach die Charlatane,
Die sie verfassen; wieder würde klar
Die Luft dann, und der Dichtung heil'ge Fahne
Wehte von Neuem, wo vor dem Altar
Der Mode jetzt man tanzt um's goldne Kalb;
Doch Sie sind andrer Meinung — meinethalb!"

Jetzt rufen Pauken und Trompeten zum Tanz, aber der Prinz steht wieder in Träume versunken,

„Indem er bald der glücklichen Lausanner
Schulzeit, bald an sein Herzens-Traumbild denkt,
Und wird gewahr nicht, wie bereits ihr Banner
Terpsichore, zum Tanze mahnend, schwenkt,
Und wie zur Walzermelodie von Lanner
Ein jeder Tänzer auf beschwingten Sohlen
Hintritt, um die Gefährtin sich zu holen."

Der Gouverneur und der Hofmarschall rufen dem Prinzen pflichtschuldigst ihr: „Aller Augen warten

auf Dich" zu, und aus seinen Träumen aufgestört, aber nur halb bei sich, eilt er, statt zu dem Meteore von der Murg, zu der Erzieherin seiner Prinzessinnen Schwestern, der Gouvernante Emma, und eröffnet mit dieser zum Grausen und Entsetzen des ganzen Hofes wirbelnd den Ball. Die Scene ist komisch, herzerschütternd köstlich geschildert und sie hat überaus tragische Folgen für die Finanzberechnungen des Fürsten Friedrich; denn um den bräutlichen Goldfisch ist es nun geschehen. Während der ganze Hof in Babylonischer Verwirrung über diesen unerhörten Schimpf und Hohn, über diesen Bruch, der durch hundert Ahnen geheiligten Etikette und Hofsitte durcheinander rennt, als stände das ganze Schloß in Flammen, die Prinzeß aus dem Saal stürzt, die Herzogin-Mutter ohnmächtig daliegt, eilt Prinz Nicolas auf sein Zimmer, packt seinen Koffer, versieht sich aus dem Vermächtnisse seiner hochseligen Frau Mutter mit dem, was für das Reisen das Nöthigste ist, und geht mit seinem abenteuerlustigen Diener Peter, einem höchst originellen Cumpan, in die weite Welt, um nicht den Zorn seines Vaters über sich ergehen zu lassen.

Der Dichter läßt nun den Prinzen und seinen Peter eine Reihe von Abenteuern bestehen, die unsere Lachmuskeln unaufhörlich in Bewegung setzen. Er führt uns durch die Schweiz an den Comersee, gibt uns reizende Naturgemälde, Schilderungen der Alpen-

welt, rühmt die Tugenden der alten Schweizer und geißelt ihre Nachkommen, die das Sprichwort in Flor gebracht haben: Kein Geld, keine Schweiz! Daneben läßt er uns einen Blick werfen in die Welt der italienischen Dichter, Maler und Musiker. Prinz Nicolas sucht überall das göttliche Frauenbild seiner Träume; er glaubt es am Comersee, dann in München, in Wien gefunden zu haben; aber wer in dieser buntscheckigen Welt auf die Jagd nach Idealen ausgeht, der wird manches Paar Sohlen durchlaufen müssen, bevor er sein Wild zum Stehen bringt. Dieses Ideal findet der Prinz schließlich doch noch; aber nicht in Burgen und Palästen, nicht in ahnenstolzen Kreisen, die vor Dünkel und Hochmuth über ihre eigenen Füße fallen, auch nicht in weit entfernten Zonen, sondern in allernächster Nähe seines Geburtsortes, in der prosaischsten Gegend zu Prenzlau in der Tochter des dortigen Bürgermeisters. Der Prinz hat nicht ein Atom von dem Ahnenstolze seines Vaters geerbt, ihm ist ein Mensch wie der andere, er will nur glücklich sein, und müßte er auch wie König Cophetua ein Bettlermädchen freien.

Der Dichter hält uns immer fest inmitten der Erlebnisse unserer Zeit; in München schildert er uns die tolle Spanierin Lola Montez und die Crawalle, welche zu deren Vertreibung das bierbäuchige Münchener Volk in Scene setzte. Da der Dichter zwar nicht um die Erde, aber doch so viel in der Welt

umhergereist ist, so kennt er jede Ecke und jeden Winkel und ist überall heimisch, und wir glauben in ihm einen Augenzeugen vor uns zu haben, der Alles, wovon er uns unterhält, miterlebt hat.

Den Durchlauchtigsten Fürsten Friedrich, der seinen mißrathenen ältesten Prinzen schon vor der unseligen Ballkatastrophe mehr als einmal aufgegeben hatte, stört dessen Verschwinden nicht im mindesten in dem Schlaf des Gerechten. Das Einzige, was er an der verunglückten Heirathspartie bedauert, ist, daß das Schicksal ihn der Mühe überhoben hat, sich mit dem Zählen der Dukaten des herzoglichen Brautschatzes der Prinzessin die Zeit angenehm zu vertreiben.

Indeß Graf Lorm, der unglückliche Gouverneur des durchgegangenen Prinzen, trägt sich mit einem verführerischen Gedanken, den er Seiner Fürstlichen Durchlaucht unterthänigst zur Erwägung anheim zu geben wagt. Unter wiederholten ehrfurchtsvollen Verbeugungen faßt er sich endlich ein Herz und:

„Mein Gnädigster, nimmt Lorm das Wort, ich bitte
Zu glauben, daß sich hier noch helfen läßt.
Streng sei der Prinz bewacht auf jedem Schritte,
Ja, monatlang erhalt' er Hausarrest.
So wieder fügen wird er sich der Sitte;
Von seinen Flegeljahren noch ein Rest
Blieb ihm bis jetzt, doch seiner hohen Ahnen,
Wenn er zu Jahren kommt, wird er sich mahnen.

Zeigt Nicolas sich unwerth seines Pathen,
So schwärmt Ihr Karl, als für sein Herz-Idol
Für Rußlands Stolz, den mächt'gen Autokraten;
Das weist für seine Brautfahrt ihm den Pol.
Wahr ist es, unter allen Potentaten
Steht frei die Wahl dem Kaiser; dennoch wohl
Mit einem Eidam, der durch die Gepiden
Von Odin abstammt, gibt er sich zufrieden.

Warum denn, daß die Werbung nicht gelänge?
An Töchtern hat der Kaiserstamm nicht Mangel,
So bessern Sie den einen Sohn durch Strenge,
Ich werfe für den andern aus die Angel.
Im Kaiserschloß ist meine Nichte Zofe —
Dort müssen selbst die Zofen adlig sein —
Und da sie großen Einfluß hat bei Hofe,
Muß sie uns ihren mächt'gen Beistand leih'n;
Sie leitet vor der Werbungs-Apostrophe
Aufs Beste für den Prinzen Alles ein
Und so im Geiste schon nach wenig Wochen
Mit der Czarewna seh' ich ihn versprochen."

Der Fürst hat diesem Projecte achtsam gelauscht, er ist von der Idee der kaiserlichen Verwandtschaft entzückt und von einem Hochgefühle berauscht:

„Ja, Graf," spricht er, „Sie sind ein Rettungsbringer!
Mein Haus, das wegen seines Alters schon
Beneidet ward zur Zeit der Merowinger,
Soll sich verschwägern mit dem Kaiserthron.
Indeß ich hier mit Strenge, wie im Zwinger,
Bewache den verlornen ältsten Sohn,

Geleiten Sie zu meines Hauses Wohlfahrt
Den Jüngeren auf seiner Braut- und Polfahrt!

Den zweiten Sohn befiehlt der Fürst zu holen
Und spricht zu ihm: Mein Karl, schon fühl' ich minder
Den Seelenschmerz. Sei Gottes Hut befohlen,
Daß er den Czaren Dir, den Ueberwinder
Der Rebellion und der verruchten Polen,
Gewogen macht! Ja, liebstes meiner Kinder,
Wirb in dem Land der Newa oder Wolga
Um eine Katharina oder Olga!"

Mit einem preußischen Reisepaß wird die Brautfahrt sogleich angetreten, und der Prinz schwelgt bereits im Geiste in all den Herrlichkeiten des Winterpalais und anticipirt die Liebkosungen der unvergleichlich schönen Czarewna. Der Dichter versäumt es bei dieser Gelegenheit nicht, uns die gemüthliche altväterliche Art des Reisens vor der Erfindung der Eisenbahnen zu schildern:

„Wo traulich uns zu Kaffee lud und Kipfel
Das Wirthshaus ein! War schlecht auch die Cichorie,
Jetzt strahlt uns Alles wie in einer Glorie."

Als aber die fürstlichen Brautwerber an der russischen Grenze in Eydtkuhnen angelangt sind, da nimmt die Schwärmerei für den Musterstaat der barbarischen Zobelfänger ein das Zwergfell der Leser erschütterndes Ende. Der Prinz und sein Gouverneur werden unbesehn für heillose Revolutionäre er-

klärt, ohne viel Federlesens in Ketten gelegt und in die Bergwerke von Sibirien in einer Kibitke spedirt, worin kaum ein Troglodyte den nöthigen Raum für seine Gliedmaßen finden würde. Der preußische Reisepaß, die Drohungen mit dem Gesandten und dem Völkerrechte werden mit Hohngelächter behandelt, dem der Wutki einen solchen spirituellen Nachdruck verleiht, daß dem Grafen-Gouverneur und dem Prinzen-Brautwerber darüber die Haare zu Berge steigen. Nachdem der Nachkomme der Gepiden mit seinem Reisementor in den Bergwerken Sibiriens als ordinäres Menschenpack hinlänglich malträtirt worden und es ihnen auch nicht an Gelegenheit gefehlt hat mit der russischen Knute Bekanntschaft zu machen, wird ihnen eines Morgens angekündigt, sie könnten gehen, wohin sie wollten; ihre Verhaftung beruhe auf einer Namensverwechslung. Der Leser wird sich bei der Beschäftigung mit diesem Abenteuer oft vor Lachen ausschütten, denn die Plackereien und Abscheulichkeiten an der russischen Grenze werden uns mit einer wundervollen Naivetät von dem Dichter vorgetragen, als verstände sich das Alles von selbst.

Um an den Russen blutige Rache zu nehmen, betheiligt sich Prinz Karl ohne weiteres an der Erhebung der Polen und geräth darüber in Gefangenschaft, wo er Gelegenheit findet, die preußische Gefängnißtheorie und deren humane Handhabung practisch zu studiren. Es gelingt ihm aber, wie weiland

Kinkel, seine Flucht zu bewerkstelligen; er geht nach Amerika, hat dort als schmucker Brauerknecht das Glück, der Tochter seines Prinzipals das Herz zu stehlen, mit dieser verheirathet demnächst als Millionär nach Europa zurückzukehen und sich in der freien Schweiz mit dem ganzen fürstlichen Hause wieder zusammen zu finden.

Wie diese beiden ältesten Söhne, so läßt der Dichter alle sieben Kinder des Fürsten Friedrich, und diesen ebenfalls, nach einander die buntesten und köstlichsten Abenteuer bestehen.

In Wien findet Prinz Nikolas seine älteste Schwester, die mit einem Maler durchgegangen ist und sich mit ihm vermählt hat. Eine noch größere Ueberraschung erwartet ihn in einer Malerakademie, wo er sich im Aktzeichnen übt. Es erscheint dort ein schöner Jüngling im völligen Naturzustande als Apoll von Belvedere und er erkennt in diesem seinen Bruder Otto. Letzterem ist wegen eines tollen Jugendstreiches das Lieutenantspatent cassirt worden und er verdient sich nun, mit einer Circustänzerin verheirathet, als Kunstreiter und Modell den Lebensunterhalt. Zwei jüngere Prinzessinnen entfliehen mit Musikanten, die zugleich Juden sind. Nachdem der Fürst zuletzt alle seine Kinder wegen furchtbarer Mesalliancen als verloren betrauert hat, tritt auch in ihm selbst eine Wandlung ein; er entsagt seinen Standesvorurtheilen, heirathet die Gouvernante und fordert die Söhne und Töchter

durch die Zeitungen auf, mit ihren Ehehälften in seine Vaterarme zurückzukehren. Auf dem Rigi will Fürst Friedrich das Fest des Wiedersehens und der Versöhnung feiern, und wie er dort mit seiner Gemahlin, der Gouvernante Emma, den Bergpfad hinunterspäht, kommen alle seine verirrten Sprößlinge, zum Theil schon mit Kindern gesegnet, angepilgert, um an seine Vaterbrust zu sinken.

Das frisch pulsirende bürgerliche Leben sagt ihnen Allen besser zu, als die steife, langweilige Existenz in Hofkreisen und die Zwangsjacke einer lächerlichen Etikette.

Dem alten Diener Peter dagegen ergeht es minder glücklich; er reicht einer ungarischen Fürstin, die sich in ihn verliebt hat, die Hand, muß es jedoch bitter bereuen, da er es mit der alten Närrin kaum aushalten kann.

Der Dichter sagt den deutschen Fürsten, Grafen und Baronen manche beherzigenswerthe Schmeichelei:

„Die heut'ge Welt, ich sage das euch nüchtern,
Geht über euch und eure Junkerei
Zur Tagesordnung über; Pferdezüchtern
Und Sportsmen legt sie noch das Recht nicht bei,
Das Haupt so stolz zu heben, nein, fragt schüchtern,
Wo denn euer Titel zu dem Anspruch sei
Und weis't euch auf den Adel alter Tage;
Hört ihr davon, es dünkt euch eine Sage.

Ihr redet viel vom schönen Mittelalter;
Nun denn! In Schwaben, Thüringen, am Rhein
Durchs Thor der Burgen, wo als Wappenhalter
Zwei Löwen stehen, tretet mit mir ein!
Da, seht! kredenzt dem liedberühmten Walther
Die Edelfrau den Goldpokal mit Wein;
Da, am erhöhten Ehrenplatz des Saales,
Singt Wolfram von der Massenie des Grales.“

Und nun legt Schack den Krebsschaden bloß, an dem in Deutschland die Kunst aller Künste, die Alles erfreuende und beseligende Poesie, krankt. Wer könnte uns aus den Reihen unseres reichbegüterten heutigen Adels auch nur einen einzigen Namen nennen, der im Liede wiederklänge als der Träger alles Schönen, als der Mäcen, als der Beschützer und Förderer auch nur eines einzigen Priesters der Musen? Unsere Buchhändler sind muthlos und wagen sich an keine Unternehmungen auf dem Gebiete der Dichtkunst, denn unsere reiche Aristokratie hat keinen Sinn und kein Geld für die Werke deutscher Dichter; alle Poesie ist ihr ein Greuel. Schack wird darin auch nichts ändern; aber nichtsdestoweniger begrüßen wir seine köstliche Dichtung, durch welche er, wie durch ein heiteres Fastnachtsspiel, uns in die rosigste Laune versetzt und die einfache bürgerliche Welt mit Duft und der Farbenpracht seiner sonnigen Poesie verklärt. Durch das Ganze hin ziehen sich arabeskenartig die anmuthigsten Schilderungen aus dem Reiche der Natur, die geistreichsten

Betrachtungen über das Menschenschicksal, und auf jeder Seite tritt uns entgegen der Weltumsegler der Wissenschaften, wie Blumenbach August Wilhelm von Schlegel zu nennen pflegte.

Es ist gewiß eine seltene Erscheinung in Deutschland, daß ein Mann von hoher Geburt, wie Schack, statt sich den Genüssen der Welt und den noblen Passionen seiner Standesgenossen hinzugeben, sich in Kunst und Wissenschaft auslebt und humoristisch, in harmlos neckender Weise Fürsten, Grafen und Barone daran mahnt, was eigentlich ihre Aufgabe sein sollte und wie ganz anders ihre Vorfahren an ihren Höfen und in ihren Burgen die Männer der Kunst und der Wissenschaft auszeichneten und ehrten.

VIII.

Die Plejaden.

Keine Epoche der alten Geschichte hat uns in unserer Jugend mit so hoher Begeisterung erfüllt und auch noch im späten Alter einen idealen Nachklang in uns wach erhalten, wie die Geschichte der Perserkriege, die Herodot so einfach und doch so poetisch erzählt. Marathon, Thermopylä, Salamis und Platää bilden eine Quadriga, auf welcher der Ruhm durch alle Jahrhunderte seinen Triumphzug hält. Aus dieser glänzenden Epoche hat Schack die großartigsten und poesiereichsten Vorgänge herausgehoben, welche zur Schlacht von Salamis führten, und dann die Schlacht selber, in der Aeschylos mitfocht, Sophokles den Siegesreigen tanzte, während Euripides an dem Tage derselben geboren wurde.

In diese Zeit nun verwebt der Dichter nicht bloß die romantisch angehauchte Liebe des Kallias und der Arete, sondern er läßt auch die volle Herrlichkeit des alten Griechenlands, seiner Götter- und Heroenwelt, seine Tempel und Paläste und das ganze freiheitlich volksthümliche Leben und Treiben in Athen

vor unseren Augen aus dem Schooße der Vergangenheit zu neuem Leben erstehen.

Zwei Griechen, der Spartaner Dymas und der Athener Kallias, sitzen auf einer Steinbank in dem Schatten einer Pinie an der Küste Joniens und lassen ihre Blicke hinschweifen über das palastreiche Ephesus, in dessen Hafen es von Schiffen wimmelt, während der wundervolle Tempel der Diana in den Strahlen der Morgensonne glänzt. Sie erwarten einen jungen Seemann, der sich Tags zuvor freundlich zu Kallias gesellte, als dieser, die Schiffe aller Länder musternd, am Strande des Meeres dahinschritt.

Jonien steht wieder unter der Herrschaft der Perser, welche den Griechen bei ihrem Durst nach Freiheit verhaßt ist, und die daher nur unwillig von ihnen getragen wird. Um die Vorbereitungen zur Erhebung zu treffen, reisen die drei Jünglinge nach Sardes, wo das Signal zu dem Aufstande Griechenlands zuerst gegeben werden soll. Die Reise der jungen Männer fällt in die Zeit des eben angebrochenen Frühlings; die ganze Natur, Berg und Thal, Feld und Flur, stehen in üppiger Pracht und strömen den Duft und die Blüthe des Lenzes über sie aus. Der Dichter wird hier wieder zum Landschaftsmaler. — Auf ihrem Wege begegnen ihnen persische Truppenzüge und ein Transport von schönen persischen Frauen, die einem Satrapen angehören und

an den Ufern des Meeres den Frühling verleben wollen. Nicht weit von Sardes trennt sich Kallias von seinen Reisegefährten, um an Phanor, den Jugendfreund seines Vaters, eine Botschaft von Themistokles zu überbringen. Unterwegs sieht er sich in einem Walde überrascht von der Erscheinung eines wunderschönen Mädchens, das er für die Artemis hält, das sich ihm aber als eine Sterbliche zu erkennen giebt und ihm bald näher treten wird. Als er den Wald verläßt, erblickt er vor sich einen bezaubernden Landsitz, auf welchem er Phanor, den Jugendfreund seines Vaters Drimakos findet. Xerres hat ihm diese Sommerwohnung, die er mit seiner Tochter Arete und seinem Sohne Laodamos theilt, zur Verfügung gestellt. Der Jüngling wird von Phanor auf das Freundlichste aufgenommen und fühlt sich bald heimisch unter dem gastlichen Dache desselben.

Phanor hat an der Seite des Miltiades einst bei Marathon gefochten und dann erleben müssen, daß das wetterwendische Volk der Athener, das selten einen großen Mann auf die Dauer unangefochten ließ, den Retter und Befreier Griechenlands in den Kerker warf und wahrscheinlich nur durch den Tod des Miltiades verhindert wurde, an diesem durch seine Hinrichtung das größte Verbrechen zu begehen. Auch der Jugendfreund des Drimakos war von einem gleichen Schicksale bedroht worden, er entzog sich demselben indeß bei Zeiten und flüchtete sich zu Xerxes,

wie dies später aus gleichem Grunde Themistokles auch that. Wir wissen aus der Geschichte, daß Xerxes, obwohl ein orientalischer Despot, sich oft hochherziger Handlungen fähig zeigte. Er nahm auch Phanor großmüthig auf, ließ ihm in Susa einen prächtigen Palast bauen, diesen mit allem Luxus ausstatten und verlangte von dem Griechen nur, daß er die Wintermonate an seinem Hofe verbrächte, um sich daselbst seines Umganges zu erfreuen, während der übrigen Jahreszeiten stand es Phanor frei, auf der Besitzung des Königs in Jonien zu leben.

Wie groß war die Freude und Ueberraschung des Kallias, als er hier die Artemis des Waldes als Arete, die Tochter des Phanor, wiederfand. In den Tagen ihrer Kindheit hatten sie sich oft gesehen und einander lieb gewonnen. Beide stehen jetzt in der vollen Blüthe der Jugend und Schönheit, und ihre Herzen schlagen mit freudiger Hoffnung einander entgegen.

Kallias muß nicht bloß dem Phanor, sondern auch der Arete immer von Neuem aus Athen erzählen, wodurch der alte Flüchtling in eine tiefe Schwermuth versetzt wird. Da bittet Laodomas die Schwester, ein Lied zur Leier zu singen, weil der Vater dann gewöhnlich wieder heiter werde; und sie singt köstliche Lieder aus dem Stesichoros und der Korinna, der einzigen Tanagräischen Dichterin, die einst sogar den Götterliebling Pindar besiegte. Auch Arete wird nicht

müde, von dem geliebten Athen zu hören, das sie schon als Kind verlassen hatte. Sie fragt den Kallias unter anderm, ob es wahr sei, was man ihr von den Wundern der Tragödienvorstellungen im Theater des Dionysos berichtet habe, worauf Kallias erwidert:

„— O noch größer, noch erhab'ner,
Als erzählt dir worden, ist das Schauspiel:
Aus Eleusis kam ein gottgeliebter
Dichter uns — nein! Dichter nicht, Propheten
Nennen muß ich ihn. Mit seines Geistes
Odem hat der Sehergott Apollon
Ihn erfüllt; der Sohn Euphorion's ist er:
Aeschylos. Wohl manchem prächt'gen Chorlied,
Seit des Thespis' Tagen hat die Scene
Widerhallt; allein vor seinen Rhythmen
Matt verstummt es, wie des Zephyrs Säuseln
Vor des Wettersturms gewalt'gem Brausen,
Der in Einem hehren Klang die Töne
All heranträgt, die in des Frühlings Seele
Schlummern. Die Geheimnisse des Lebens
Und des Todes sind ihm kund; der Erde
Tiefste Gräber kennt er wie des Himmels
Höchste Sterne. Wenn das Opfer aufloht,
Und im heil'gen Rausche die Choreuten,
Den Altar umwandelnd seine Hymnen
Singen — dunkle Schauer durch den Geist dir
Fühlst du weh'n, wie bei der Eleusinien
Allgeheimer Feier; seine Gestalten,
Auf Kothurnen hochherschreitend, Alles

Was nur schnell verschwindend über die Erde
Hinschwebt, was als Traum in deinem Innern,
Als Gefühl und Ahnung dämmernd aufsteigt,
Tritt in ihnen, unvergänglichen Lebens
Voll, vor dich! Der Nacht uralte Töchter
Tauchen vor dir aus dem dunklen Reiche
Drunten; und wenn zwischen der Vorwelt Helden
In des Olympos Herrlichkeit die Götter
Du sich mengen siehst, unsterblich selber
Dünkst du dich wie sie!" — —

Mit sich allein schwelgt Kallias in der Erinnerung an die Genüsse, unter denen ihm der Abend so heiter verflossen, und die Gestalt der schönen Arete schwebt ihm ewig vor den Augen. Aber dann ängstigt ihn das Schicksal, das diesem Hause bevorstehen könnte, wenn der Aufstand siegreich um sich greifen sollte. So in Betrachtungen verloren, fällt sein Blick auf die Plejaden, jenes herrliche Siebengestirn, mit dessen Auf- und Untergang die Schifffahrt in Griechenland begann und schloß, und er ruft aus:

„Ihr, nach denen der Schiffer durch den Himmel
Forschend späht, und erst die Anker lichtet,
Wenn er euch, ihr sieben göttlichen Schwestern,
Nach des Winters Stürmen euren Reigen
Neu beginnen sieht — wie durch Orkane
Und durch Meeresstrudel ihr zum sichern
Hafen ihn begleitet, so seid mir auch
Auf dem tiefumdunkelten Pfad des Lebens
Führerinnen zum ersehnten Ziele!"

Früh am andern Morgen verläßt Kallias den Sommersitz seines Gastfreundes, der alle Hoffnungen seines Lebens in sich schließt, um ihn später in Schutt und Trümmern wieder zu sehen. Der Jüngling kämpft löwenmuthig in der Schlacht von Sardes, wird aber, da die Jonier unterliegen als Gefangener der Perser fortgeschleppt. Inzwischen ist Phanor mit den Seinen an den Hof des Xerxes zurückgerufen worden und begiebt sich auf dessen Sommersitz in den Zagrosbergen.

„Ein immergrüner Wald am Abhang
Nimmt ihn auf, und dichtverschlungne Zweige
Wölben ihm zu Häupten mächt'ge Dome.
Als der Hain sich lichtet, hoch hernieder
Vor ihm braus't vom Felsen des Kaprotas
Silberflut. Als ob das Licht von Ormuzd'
Reinem Himmel sich in Tropfen lös'te,
Unaufhaltsam rinnen die krystall'nen
Wellen aus der blendenden Höhe nieder,
Stürzen taumelnd in die schwindlige Tiefe
Und entsprüh'n, in weißem Wirbelschaume,
Wiederum dem Abgrund, an der Pinien,
An der tausendjährigen Cypressen
Wipfel blitzende Flocken hängend. Ringsher
Im melodischen Sturme brechen neue
Ströme aus den Felsen vor, und jauchzen
Mit im jubelnden Getümmel. Aber
Oben hoch, wo auf dem feuchten Staube
Regenbogen, windgewiegt, sich schaukeln,

Wie von Geistern in der Luft getragen,
Schwebt in hehrem Sonnenglanz des Königs
Lusthaus, der auf ragenden Terrassen
Dort in hängender Gärten ew'ger Frische
Seine Weltreichpläne sinnt."

Xerxes fordert nun bei der Pflicht der Dankbarkeit und Freundschaft von dem Griechen, daß er den Heerbefehl über die persische Flotte gegen Hellas übernehme. Aber in Phanor erwacht durch die Kunden, die er aus Athen von dem immer mächtiger aufflammenden Patriotismus seiner Landsleute erhält, die alte Vaterlandsliebe mit erneuter Stärke. In diesem Kampfe der Gefühle erbittet er von Xerxes, daß er ihn zunächst seine Waffentüchtigkeit im Kriege gegen ein aufrührerisches Bergvolk erproben lasse und stürzt sich, um dem nicht zu schlichtenden Zwiespalt der Dinge zu entrinnen, den Tod suchend und findend in die Feindesreihen. Arete, welche die trügerische Kunde erhalten hat, Kallias sei in der Schlacht gefallen, kehrt nach dem letzten Geheiße des Vaters mit dessen Aschenurne, geleitet von ihrem Bruder, nach Athen zurück. — Unterdessen ist Kallias durch den Satrapen Narbazanes, den er früher vom Tode errettet, der Haft entlassen worden. Aber auf dem Schlosse seines Gönners läuft er Gefahr, durch dessen üppige Schwester Roxane in die unlösbaren Bande der Leidenschaft geschlagen zu werden. Die Perserin hat durch ihre griechische Amme von den

Helden des Homer gehört und ist begeistert für die Herrlichkeit des Griechenthums. Sie spricht:

„Und nun ihrer Einen, des Peliden
Abbild seh' ich vor mir — Dich, Geliebter!
— Ormuzd hat, der höchste Lichtgeist,
Dich mir hergesandt, Du junger Kriegsgott,
Und in Fesseln, süß wie kein Gefangener
Jemals noch sie trug, will ich Dich schlagen.
— — Siehe! der Gestirne Reigen
Schon führt Anahid herauf. O Jüngling,
Noch nicht ahnst Du, welche hohen Wunder
In des Dunkels Schooß verborgen ruhen,
Wenn die Nacht mit ihren thauigen Lippen,
Jeden Schein des Tags in Schlaf geküßt hat,
Und allein der Liebe Sonne leuchtet.
Dann erst wird das Herrlichste des Lebens
Uns zu Theil, wenn selbst der frechen Sterne
Strahl nicht durch der Rebe, durch des Geisblatts
Dichte Ranken eindringt, unter denen
Sanft wir an geliebtem Busen ruhen,
Und in heißem Athemzug des Andern
Seele in uns ziehn, indeß der Liebe
Duft'ger Hauch, in Tropfen Thaues zitternd,
Sich an unsere Locken hängt, und Ader
Dicht an Ader klopfend, wie mit Klängen
Himmlischer Musik das Ohr berauscht. Freund,
Nicht undankbar dürfen wir des hohen
Ormuzd Huld verschmähn, der schon auf Erden
Der Unsterblichen Glück uns schenkt: des Lebens

Quell, von dem er selten einen Tropfen
Seinen Lieblingen gönnt, hat reich und voll er
Vor uns ausgegossen: laß in ihn denn
Wie in ein seliges Bad uns untertauchen,
Daß wir neugeboren ihm entsteigen!"

Ein Bote aus Susa ruft hier die persische Armida ab und Kallias, schon fast überwältigt von ihren Reizen, wankt aus dem Saale, den Arabiens betäubende Myrrhendüfte erfüllen, in die Nacht hinaus. Da glaubt er, in dem Brausen des Meeres den Ruf des Vaterlandes zu vernehmen und erblickt am Himmel seine Schutzgöttinnen, die Plejaden, die ihm sein Vater beim Abschiede gewiesen hat, indem er zu ihm sprach: „So oft Du sie siehst, gedenk' an Hellas!" Der Bann der Leidenschaft ist nun für ihn gebrochen; auch in der Perserin gewinnt der bessere Geist die Oberhand, was durch ihre frühe Bewunderung des Griechenthums vortrefflich motivirt ist, und so kann der Jüngling den Heimweg antreten. Zunächst treibt es ihn nach dem Landhause des Phanor in Ionien, wo er Arete zu finden hofft. Aber er trifft nur Trümmer der Villa an, weil sie im Aufstande der Ionier, die den Perserfreund hassen, niedergebrannt ist. Da er die Geliebte verloren glaubt, muß er alle Kraft aufbieten, um nicht der Verzweiflung zu erliegen, und nur die Pflicht, für sein Athen zu kämpfen, hält ihn aufrecht. Der übrige Theil des

Gedichtes führt uns nach Griechenland, speciell in die Ilyssosstadt. Wir erleben alle die gewaltigen Ereignisse, welche der Schlacht von Salamis vorausgehen, das Heranrücken der Perserheere, deren ungeheure Uebermacht zu schildern der Dichter immer neue großartige Bilder findet, die opfermuthige Begeisterung der Athener und zuletzt die Schlacht selbst. Die mächtigen Gestalten des Themistokles und Aeschylos werden uns vorgeführt und zuletzt die Siegesfeier, bei welcher Kallias, der wieder auf dem Heimatboden mit der geliebten Areta vereint worden, in feuriger Rede den Flor der Künste und Wissenschaften verkündet, der jetzt in dem geretteten Athen erblühen soll:

Nun der holde Friede aus der Rechten
Uns das Schwert nimmt, kehre unser jeder
Zu dem Werk, zu welchem ihn der Genius
Ruft! Die hohen Himmelstöchter seh' ich
Lächelnd vor uns her, die Musen, schweben,
Uns den Weg zu ihrem Lieblingssitze
Am Ilyß zu weisen. Quader muß sich
Jetzt an Quader fügen, Säul' an Säule,
Und das Tempeldach, gen Himmel ragend,
Unsern Dank für das geschenkte Siegsglück
Den Unsterblichen bringen . . . .
Eure Stirne kränzt, ihr Dichter! brausend
Laßt im Sturme der Begeistrung eure
Saiten tönen und den Thyrsus schwingend
Um die Thymele die Chöre schreiten!
In das weiße Felsgestein Pentele's

Strömt, ihr Bildner, eurer Seele Feuer,
Daß zur Fülle himmlischer Gestalten
Es erblühe! Aus den Säulenhallen
Müssen sie, von Nischen und Altären,
Der Begeistrung Glut in allen Adern,
Niederleuchten. Ja, in Siegsdenkmalen
Soll von Hellas' Ruhme jede Landschaft,
Jede Stadt und Insel zeugen. Keine
Bergeshöhe sei, auf der ein Tempel
Nicht die Götter priese; keine Klippe
Oder Meereswarte, die nicht fernhin
Mit der Marmorgiebel Heldengruppen
Schon den wiederkehrenden Schiffer grüßte.
Eine Siegesfeier soll es werden,
Die durch die Erinnerung der spätsten
Nachwelt Trauer noch in Jubel wandle!

Als besonders hervorstechende Einzelheiten in dem Gedichte führen wir außer den schon erwähnten an: Die große Heerschau, welche Xerxes bei Susa über die Kriegsschaaren seines unermeßlichen Reiches hält, den Aufbruch des Heeres nach Griechenland, den Untergang der dreihundert Spartaner mit ihrem König in dem Engpaß von Thermopylä und die Zerstörung Athens, dessen Brand die geflüchteten Bewohner der Stadt von Salamis aus erblicken.

Die Dichtung ist eine der hervorragendsten Schöpfungen unserer Literatur 'und gehört zu dem Schönsten, was Schack bisher geschaffen hat. Sie führt uns mit der größten Ortskenntniß durch die

blühenden Gefilde Griechenlands und Joniens und läßt die allbewunderte und hochgefeierte Herrlichkeit des Hellenenthums, den Rausch der Freiheit, das Volk in Wehr und Waffen, das an seine eigne Thatkraft verwiesen ist, vor unseren Augen wieder lebendig werden und handelnd auftreten. Unser Ohr ergötzt sich an den Werken seiner Dichter im Theater, unser Auge an den Prachtbauten seiner Tempel und Paläste und an all jenen wundervollen Statuen in Marmor und Erz, mit denen sie geschmückt sind. Es ist uns, als wären wir selber Angehörige dieser herrlichen, untergegangenen Welt, auf welcher der Zauber einer schönheitstrunkenen Poesie ruht, und wie in den Locken einer Braut der frischduftende Kranz von Juwelen leuchtet und blitzt, so ist die ganze Dichtung durchflochten von Gedanken der erhabensten Art, die niemals aufhören werden, in unserm Gedächtniß belebend und erhebend fortzuwirken. Man fühlt, wie der Dichter bei seiner Verherrlichung des griechischen Freiheitskampfes zugleich an die großen jüngsten Siegeskämpfe der Deutschen gedacht hat, und wie er wünscht, daß die Schlacht von Sedan eben solche Früchte des Geistes für Deutschland bringen möchte, wie die Schlacht von Salamis bei den Athenern brachte.

In den einleitenden Versen klagt Schack, daß die „kalte Mitwelt seiner nicht achte“. Er geht aber hier zu weit, wenn er den Deutschen im Allgemeinen

Theilnahmlosigkeit für seine Werke vorwirft. Die höher Gebildeten haben ihn alle freudig und vollauf anerkannt; über diese hinaus ist augenblicklich leider wenig Empfänglichkeit und Verständniß für höhere Bestrebungen vorhanden. Aber das wahrhaft Schöne ist göttlicher Natur und daher unsterblich und überdauert die Ungunst der Zeiten.

IX.

Politische Lustspiele.

Erst nachdem Schack glänzende Beweise von seinem ausgezeichneten Talente als lyrischer und epischer Dichter geliefert hatte, trat er auch als Dramatiker auf. Wenn der Bühnenthätigkeit hervorragende Leistungen in der Lyrik vorauf gehen, so nimmt dies immer günstig für den Dichter ein, denn sie setzen wirklich dichterische Begabung voraus. Ohne eine solche giebt es nur dramatische Schriftsteller, die mit den technischen Erfordernissen der Bühne genau vertraut sein können, deren Werken aber die eigentliche Weihe der Poesie mehr oder minder fehlt. Die Zahl derartiger Bühnenschriftsteller ist in unserer Literatur eine ziemlich bedeutende, und sie haben zu dem Verfall des Theaters und zu der Verflachung des Geschmacks, über die jetzt allgemein geklagt wird, wesentlich beigetragen. Dramen, in denen ein höherer dichterischer Geist waltet, werden als Kunst- oder Buchdramen unter dem Vorwande zurückgewiesen, das Publikum habe kein Verständniß für sie, während ihre Nichtdarstellung in der Regel in der Trägheit

und der Poesielosigkeit der Intendanten und Regisseure ihren Grund hat. Die Bühnenwerke, welche die Letzteren begünstigen, haben meistens den Charakter von Fabrikarbeiten, in denen zwar eine ausgezeichnete Technik sich offenbart, worin aber die Poesie leer ausgeht.

Schacks erste Dramen sind seine politischen Lustspiele: „der Kaiserbote“ und „Cancan“. Sie sind durchweg nach dem Mechanismus der Aristophanischen Lustspiele gearbeitet, und wir sehen in ihnen den ganzen metrischen Apparat des Attischen Komikers mit der größten Virtuosität gehandhabt. Während Schack auf Aeußerlichkeiten in manchen seiner größeren Dichtungen kein starkes Gewicht zu legen scheint, zeugen diese politischen Lustspiele von einem ganz besonderen metrischen Verständniß und von einer Kunstfertigkeit im Technischen, die ungemein überrascht. Alle Formen sind in ihnen vertreten: Chorgesänge, Parabasen in Anapästen mit Reimen vom feinsten Klang und Wortbildungen, die man mit Ellen messen könnte, und welche die komische Wirkung so köstlich erhöhen.

„Der Kaiserbote“ behandelt die verunglückten Einheitsbestrebungen des Deutschen Volkes in den Jahren 1848 und 49. Volksredner in Jacken und Blousen entwickelten damals eine Staatsklugheit, bei der Pitt und Fox, Talleyrand und Metternich in die Schule hätten gehen können. Wer diese Zeit mit-

erlebt hat, der wird finden, wie naturtreu und wahr sie der Dichter geschildert hat. Eine ausgelassene Laune, Spott und Hohn, Witz und Sarkasmus durchdringen das Ganze mit unwiderstehlicher Gewalt und versetzen den Leser oft in die heiterste Stimmung. Die sinnlose Ueberschwänglichkeit der Volksforderungen, die Verkommenheit der Reaktionäre, die Titelsucht, der Büreaukratismus, die Polizeiwirthschaft und der Dünkel und Schwindel jener Legion von Geheimräthen, mit der wir in Deutschland gesegnet sind, werden unbarmherzig gegeißelt und geben dem Dichter Gelegenheit zu manchen beherzigenswerthen Aussprüchen und Lehren.

Mit einem glücklichen Griff verlegt er gleich die erste Scene seines Lustspiels nach dem Kyffhäuser, wo ein Lippescher Kanzlist, Kasper, sich als Gastwirth etablirt hat. Er hat diesen neuen Nahrungszweig ergriffen, weil ihn der Minister seines Dienstes entsetzt hat, da er es gewagt, in einem Aufsatze des „Teutoburger Wochenblattes“ die Verschmelzung beider Lippe anzurathen, um so die Einheit Deutschlands vorzubereiten. In seinem Hause wurde ein altes Manuscript aufbewahrt, nach welchem sein Aeltervater sich im März 1748 in den Kyffhäuser verirrt und in demselben erfahren habe, Barbarossa werde noch 100 Jahre schlafen. Diese 100 Jahre sind nun vergangen und er hofft, daß der Kyffhäuser sich jetzt aufthun, der Kaiser mit den Großen seines

Reiches von Neuem den Thron von Deutschland besteigen und dessen Glanz und Herrlichkeit erneuern werde. Zudem hat ihm geträumt, Barbarossa werde ihn zu seinem Hofküchenmeister ernennen; in Erwartung dessen hat er sich in der Nähe des Kyffhäusers angesiedelt, nennt seine Frau nun Thusnelda und giebt sich selber den vielversprechenden Namen Arminius. Sein Gasthaus wird bald von den verschiedenartigsten Gästen aufgesucht, und es folgen Scenen, in denen die Kleinstaaterei Deutschlands und die Schlagbaumherrlichkeit vor der Gründung des Zollvereines auf witzige Weise lächerlich gemacht wird. Barbarossa sendet seinen Narren Klaus aus dem Kyffhäuser hinaus, um nachzusehen, ob die Raben noch immer um den Berg fliegen, und sich dann in Deutschland umzuthun und ihm Bericht zu erstatten über den Zustand, die Haltung und Gesinnung des Volkes und der Großen im Reiche. Ein Amerikaner, der den Namen Till führt, ist eben darüber aus, die Raben hinwegzuschießen, damit dem Kaiser nicht ferner von ihrem Gekrächze berichtet werde und er seine Wiederkunft dadurch nicht immer von Neuem verzögere. Der übereifrige Till schießt aber statt der Raben die Tauben der Frau Thusnelda todt. Der Narr des Kaisers und der ihm verwandte Amerikaner treten nun gemeinsam ihre ergötzliche Rundreise durch Deutschland an und betrachten sich alle die tollhäuslerischen Erscheinungen, von denen die Einheits-

bestrebungen und die Neugestaltung Deutschlands, Aktion und Reaktion, damals begleitet waren; sie nehmen als Mitagenten lebhaften Antheil an denselben. Es folgen die lustigsten Scenen. Auf Volksversammlungen übertrumpft immer der neue Wahlkandidat den andern in den extravagantesten Freiheitsreden nnd wird doch noch als Reaktionär von der Bühne herabgerissen. Till wird einmal urliberaler Minister und nimmt die „fünfhundert Begehren" des Volkes, die ihm in einer Liste präsentirt werden, gnädigst an, indem er spricht:

Ist es den Herrn genehm,
So acceptir' ich die Liste en bloc,
Doch füge zu den fünfhundert ein Schock
Von neuen Freiheitsgütern am Ende.
Da muß es noch heißen: Gleichheit der Stände
Des Besitzes, des Alters und des Geschlechts,
Aufhebung alles und jedes Rechts,
Gleichmäß'ge Vertheilung der Talente,
Abschaffung der vier Elemente,
Sowie Gemeinschaft der Güter und Weiber.
Berufen werd' ich sogleich den Schreiber,
Das Ganze in forma zu verfassen
Und morgen es proklamiren zu lassen. —

Nachdem er dann das Ministerportefeuille erlangt hat, ergiebt er sich der äußersten Reaktion und sucht einen neuen Rheinbund zu stiften, um nur die Kaiserwahl zu hintertreiben. — In einer andern

Scene hat der Kaiserbote sich in das Kabinet eingeschlichen, wo eben Staatsrath gehalten wird; unter dem Tische versteckt, belauscht er den Chor der Geheimräthe, welche über die schwere Noth der Zeit klagen und spricht selbst den Refrain zu dem Chor. Wir führen daraus nur folgende Stelle an:

Dritter Geheimerath.

Ein noch nie erblickter Schwanzstern
Ward bei Magdeburg geseh'n;
Wehe! wehe! soll der Glanzstern
Uns'rer Großmacht untergeh'n?
Von verdächtigen Symptomen
Solch bedenklicher Complex,
Kündet er vielleicht als Omen
Uns ein Achtzehnhundertsechs?

Klaus (unter dem Tisch).

Muß man nicht als Glanzepoche
Jenes Jahr bewundern, sagt,
Da Ihr heut in jeder Woche
Eine Schlacht von Jena schlagt?

Sechster Geheimerath.

Weil der ächte, orthodoxe
Glaube mehr und mehr erlischt,
Weil verbund'nen Mauls der Ochse
Auf des Herren Tenne drischt,

Weil im Sündenschlaf wir schnarchen,
Sendet Gott uns dies Gericht,
Und wir finden keine Archen,
Wenn herein die Sündflut bricht.

XIII.

O ich kenne, alter Mucker,
Diesen Jeremiaston,
Und an Runkelrübenzucker
Mahnt mich deine Religion;
Dann nur bist du pietistisch,
Wenn dein Glaube sich verzinst
Und du Abends an dem Whisttisch
Gottes Gnade baar gewinnst.

Die Kaiserwahl wird vollzogen, aber durch den Unverstand des Volkes kommt der Herrscher von Deutschland nur als eine Spottgeburt zu Stande. Als eine große Menschenmenge, vor dem Schlosse versammelt, dem Erscheinen des neuen Imperators entgegensieht, tritt Klaus in voller Narrentracht auf den Balkon und hält eine fulminante Strafrede an die Deutschen, von welcher hier der Schluß stehe. Klaus hat zuerst von der Zeit des Bundestages gesprochen, dann fährt er fort:

Was jene Zeit für Deutschland war, erlaßt mir das zu nennen,
Und seht dafür das Roth der Scham auf meiner Stirne brennen!

Doch in dem Jahr, das dann gefolgt, gesteht es nur in Güte,
Gedieh die deutsche Mißgestalt zu ihrer höchsten Blüthe!
Unheimlich bei dem Nachbar scholl das Kräh'n der rothen Hähne,
Gepanzert stand der Russe da, mit frechem Hohn der Däne:
Da galt's, in eh'rner Rüstung euch zum großen Kampf zu stählen
Und das Panier der Einigkeit, das rettende, zu wählen;
Ob euren Häuptern saht ihr es in Engelhand sich wiegen,
Mit Flammenzügen stand darauf: in diesem sollt ihr siegen!
Die Glocken läuteten von selbst in euern alten Domen:
Was aber galt die Mahnung euch, was galten euch die Omen?
Das Labarum, durch das dies Land zur Größe einst erstarkte,
Ihr wies't es fort und brachtet neu den alten Kram zu Markte;
Was Läppisches und Albernes nur ausgeheckt der Franke,
Das ahmtet ihr behaglich nach in schlechtem Fastnachtsschwanke,
Und beugtet, als in wildem Rausch euch fieberte die Stirne,
Vor seiner falschen Freiheit euch, der frechen Gassendirne.
Und schlimmer noch sind die von euch, die immer rückwärts trachten
Und nach der Fäulniß alter Zeit mit Sehnsuchtblicken schmachten.
Nicht das, was groß und herrlich war, ein Deutschland stark und mächtig,
Sie wollen das vom Jahre sechs, verzagt und niederträchtig;

Sie rufen: Gott und Vaterland! doch meinen nur sich selber
Und kennen nichts, was heilig ist, als ihre goldnen Kälber;
Die Augen fromm verdrehen sie bei ihrem Psalmgesinge,
Doch ist der Heiland ihnen feil für dreißig Silberlinge;
Behüt' der Himmel unser Land vor ihrem Judaskusse,
Denn über ihre Schulter blickt mit Grinsen schon der Russe!
Ihr, deren Zeugungsmacht erlosch, die nervlos und entkräftet
Von dem Verkehrten jeder Zeit ihr stets das Schlimmste äfftet,
Fahrt nur so fort! Wetteifert nur, wer um den Preis der Schande
Den größeren Verrath begeht am eignen Vaterlande:
Doch ruf' nur, liebes deutsches Volk, dir nicht die Kehle heiser!
Du hoffst, wenn du es also treibst, umsonst auf Reich und Kaiser.
Bis du, an Seele und an Geist verjüngt und umgestaltet,
Dich aus der Asche deines Selbst zu neuem Sein entfaltet,
So lang soll Deutschland, ein Gespött zu Haus wie in der Fremde,
Am Pranger vor Europa steh'n im Armensünderhemde,
Sollst du, verachtet und verhöhnt in allen Erdenzonen,
Der Harlekin der Völker sein, der Auswurf der Nationen.

Schließlich kehrt der Kaiserbote, von der einbrechenden Reaktion verfolgt und für vogelfrei erklärt, zu Barbarossa in den Kyffhäuser zurück, um ihm Bericht über seine Rundreise zu erstatten. Der Hohenstaufe, erkennend, daß es noch nicht Zeit für

seine Wiederauferstehung sei, sinkt in Schlummer zurück, nachdem er noch in prophetischen Worten einen Enkel des Grafen von Hohenzollern als künftigen Aufrichter des deutschen Reiches verkündet hat.

Der „Kaiserbote“ gehört als politisches und poetisches Kunstwerk zu den originellsten Erzeugnissen unserer Literatur.

Das zweite Lustspiel führt den Titel „Cancan“ und schildert den Untergang des zweiten Kaiserreiches in Frankreich, die Erhebung und Begeisterung in Deutschland, mit welcher die ganze Wehrkraft die Herausforderung Napoleons III. aufnimmt, um nicht bloß die Beleidigung, die dem Könige von Preußen widerfahren ist, zu rächen, sondern auch die Schmach, die Deutschland seit Ludwig XIV. von Frankreich erlitten hat, jene Frevel in der Pfalz, die Schändung der Kaisergräber im Dom zu Speier und den Raub des Elsaß. Das Lustspiel ist in demselben Geiste gehalten, wie der „Kaiserbote“, es macht uns bekannt mit der ganzen moralischen Versunkenheit, in welche der dritte Napoleon Frankreich durch sein lasterhaftes Regiment versenkt hatte. Niemand hat mehr dazu beigetragen, dem Mann der zweiundsechzig Schlachten den Nimbus zu rauben, der ihn noch bis in die Regierung Louis Philipp's hinein umstrahlte, als

der Abenteurer von Straßburg und Boulogne. Der Dichter giebt uns ein Bild von Olivier, welches die ganze Jämmerlichkeit der damaligen Verwaltung enthüllt. Der Minister verwendet Cancan zu allen jenen grundlosen Verschwörungen, die einzig zu dem Zwecke in Scene gesetzt wurden, um den wurmstichigen Thron des unseligen Kaisers noch einige Zeit vor dem Zusammenbruche zu schützen. Nicht minder treu ist die Charakteristik Eugeniens; ihre Frömmelei, ihre Putzsucht und Verschwendung, ihre Hetzerei zum Kriege gegen Deutschland: alles dies tritt uns lebhaft vor die Augen und in die Erinnerung. Als endlich der Würfel gefallen ist und die „Promenade" nach Berlin vor sich gehen soll, da wird das ganze französische Volk von dem Dünkel seiner Unüberwindlichkeit ergriffen. Wir sehen den Kaiser noch einmal Revue halten über die Armee, bevor sie den Marsch zu ihrem Untergange antritt, und die einzelnen Abtheilungen des Heeres scheiden unter Chorgesängen, an denen sich sogar die Affen des zoologischen Gartens betheiligen. Der gallische Hahn spielt ebenfalls eine Rolle und stimmt manches Lied an, in welchem die cäsarische Herrlichkeit des ersten Napoleon mit echt französischer Verzückung gefeiert wird. Aber bald genug stellt sich die Kehrseite des Ruhmes und der geträumten Siege ein. Die geschlagenen Truppen, voran der gallische Hahn, kehren unter jämmerlichen Klaggesängen aus dem Felde zurück:

Der gallische Hahn.

O weh! o weh! wie ist mir gescheh'n?
Mein Kikriki, mein lustiges Kräh'n,
Das ward mir gründlich vertrieben!
Das schöne Gefieder zerfetzt, zerzaus't!
Zerbrochen die Glieder! Wehe, mir graus't
Vor den deutschen, den schrecklichen Hieben!

Chor der Soldaten.

Furchtbar sind Alle, aber zumeist
Fritz Karl mit seinen Husaren;
Reiter und Roß wie zusammen geschweißt,
In die tollste Gefahr sich stürzen sie dreist
Und treiben die Feinde zu Paaren.
Dann Steinmetz und Werder, das schreckliche Paar —
Uns sträubt auf dem Haupte sich jegliches Haar,
Nur an die Beiden zu denken!
Der wilde Fransecki, der grause Voigt-Reetz —
Als wären sie uns auf den Fersen, noch stets
Uns schlottert es in den Gelenken!

Die Turcos.

Ach wären daheim wir in Afrika
Mit unseren Vettern geblieben,
Statt daß die Deutschen ihr Sieges-Hurrah
Uns auf den Rücken geschrieben!
Vor Allen ist Einer, ein General,
Der schlägt darein wie der Wetterstrahl
Und hat nns furchtbar zerhauen;
Sie nennen den Schrecklichen Von der Tann;
Den Andern stets ist er im Kampfe voran

Und verbreitet Entsetzen und Grauen;
Führt er die Seinen herbei zum Strauß,
So rufen Alle und nehmen Reißaus:
Da kommen die Teufel, die blauen!

Die Garden.

O weh! und unser reicher Proviant
Von köstlichen Delicatessen
Fiel den Barbaren in die Hand
Sammt den Koffern uns'rer Maitressen.
Wir hofften, Abends auf Divans zu ruh'n,
Auf Polstern und seidenen Pfühlen,
Statt dessen wiegen die Wilden sich nun
Auf unseren Schaukelstühlen,
Indeß in den Kisten und Kasten und Truh'n
Die Knechte des Trosses wühlen.
Die Crinolinen modernsten Schnitt's
Probiren sie an — erbärmlicher Witz! —
Die Chignons und die Atlashüte,
Und führen Pasteten, Liqueurs, Confect,
Champagner von Cliquot, den köstlichsten Sekt,
Behaglich sich zu Gemüthe.

Paris wird von den verachteten Deutschen eingeschlossen, belagert und bombardirt, und die französischen Köche bekommen Gelegenheit, ihre Kunst an Hunden und Katzen, an Ratten und Mäusen zu beweisen, um diese den verwöhnten Parisern schmackhaft zu machen.

In einer ernsten Scene verkündet ein edler Fran-

zose das über sein Vaterland heraufziehende Unheil der Kommune:

Für deine Sünden, Frankreich, braucht kein Fremdling dich zu strafen,
Du selber weckst die Tiger, die in deinem Volke schlafen.
Wie des Kometen Flammenschweif — ich künd' es dir als Seher —
Steigt über dir das Unheil auf und wälzt sich nah und näher,
Den Aufruhr hör' ich das Signal mit grellem Schmettern blasen
Und sehe wild den Wahnsinn hin durch deine Städte rasen.
O großes, herrliches Paris! von deinen zwei Millionen
Wer würde Deutschlands ärmstes Dorf nicht gern, statt dich, bewohnen,
Wenn hoch aus deiner Dächer First die lohen Flammen schlagen
Und Weiberfurien Oel herbei, um sie zu nähren, tragen,
Wenn Nachts der Hausbewohner bang bei'm Pochen an den Thüren
Die Häscher ahnt, die zum Schaffot des Argwohns Opfer führen,
Und Morgens in der Dämmerung im langen, grausenvollen
Aufzuge durch die Straßen hin die Henkerkarren rollen.
Ja, Sünderin, aus deren Schooß, dem nie erschöpften Bronnen,
Seit lange des Verderbens Strom in alle Welt geronnen,
An deren Brust die Völker sich mit Lastern vollgesogen,
Die Allen Heil versprochen hat und Alle sie betrogen,

Die jeden Frevel heimlich du an deiner Brust geborgen,
Bald auf die Orgien deiner Nacht tagt dir ein blut'ger
Morgen!
Verwandelt wird der Cancan, den bei Girandolen-Glanze
In Garten und Palast du schlangst, zum grausen Todten-
tanze.

Das Lustspiel schließt mit dem Einzuge der Deutschen in Paris und feiert in einem Schlußgesange die Wiedererrichtung des deutschen Kaiserthums. So oft der Dichter Gelegenheit hat, der imposanten Gestalt Kaiser Wilhelms seine Huldigung darzubringen, läßt er sie nicht vorübergehen, und hier im „Cancan" verkündet er besonders volltönend das Lob Dessen, der uns wieder ein einiges Deutschland geschenkt hat. Das Stück enthält einen großen Reichthum von Personen und die buntesten und köstlichsten Scenen, in denen der Dichter mit Humor und vernichtendem Spotte die Geißel der Satire über die Regierenden, wie über die Laster und Vergnügungssucht der Pariser schwingt.

X.

Die Pisaner.

Den beiden politischen Lustspielen folgten: „Die Pisaner“, ein Trauerspiel in fünf Akten.

Das Stück hat in München drei Darstellungen erlebt, die andern großen Bühnen in Deutschland scheinen mit kurrenter Fabrikwaare zu sehr überladen gewesen zu sein, um sich an ein so gediegenes Werk zu wagen.

In den „Pisanern“ ist Ugolino, dem Dante ein so gewaltiges Denkmal gesetzt hat, der Hauptcharakter, dessen Handlungen und Untergang die Tragödie zum Inhalte hat. Ugolino gehörte zu der Familie der Grafen von Gherardesca, die in Italien einen großen politischen Einfluß besaßen. Sie waren Ghibellinen, und zwei Grafen dieses Geschlechts hatten Conradin, den letzten Hohenstaufen, auf seinem verhängnißvollen Zuge nach Neapel begleitet; nach der Schlacht von Tagliacozzo waren sie mit diesem gefangen worden und hatten mit ihm ihr Leben auf dem Schaffot geendigt. Ugolino war ein herrschsüchtiger Charakter, der zur Befriedigung seines Ehrgeizes vor keiner

That zurückschreckte, wie grausam sie auch sein mochte. Er hatte sich in Pisa zum Präsidenten der Republik emporgeschwungen und seine Mitregenten beseitigt; zu Letzteren gehörte der Erzbischof Ruggieri, welcher der zweite Hauptcharakter des Stückes ist. Diese beiden Männer stehen sich mit unversöhnlichem Hasse gegenüber. Der Grund zu demselben lag in einem Liebesverhältnisse. Ugolino hatte sich mit Blanca, einem bildschönen Mädchen verlobt, an welchem er mit leidenschaftlicher Liebe hing. Aber Blanca mochte sich von dem wilden Charakter Ugolino's zurückgestoßen fühlen, sie wurde ihm untreu und ihr Herz zog sie zu Ruggieri hin, dem sie sich mit einer nichtsversagenden Liebe ergab. Um sich an seinem Nebenbuhler zu rächen, verbannte Ugolino den Erzbischof mitten im Winter aus Pisa. In dem entfesselten Kampfe der Parteien ward Ruggieri's Palast in Brand gesteckt und Letzterer floh mit Blanca im Arm, die in Kindesnöthen im Schnee ihm einen Knaben gebar, und dann in Folge der Aufregung und Angst, in welche sie durch die jähe Flucht versetzt worden, während der Geburt ihren Geist aufgab. So hatten Leidenschaft und Haß ein doppeltes Lebensglück zertrümmert. Ruggieri hing an Ato, dem Knaben, welchen ihm Blanca sterbend hinterlassen hatte, mit ganzer Seele; es war das einzige Kleinod, das ihn noch an die Erde fesselte.

Bis zu dem Augenblicke, in welchem die Tragödie

beginnt, sind viele Jahre vergangen; Ugolino hat sich inzwischen mit einer edlen, hochgesinnten Dame, Cornelia, vermählt und ihre Ehe ist mit vier Söhnen gesegnet worden, die der Stolz und die Freude der Eltern sind. Indem nun Ugolino als Alleinherrscher von Pisa dasteht, geht sein Ehrgeiz soweit, sich nicht bloß den Herzogsmantel, sondern sogar die Krone von ganz Italien erkämpfen zu wollen. Cornelia, die ihn innig liebt, ist mit seinen Plänen einverstanden.

Die Familie Gherardesca gehörte ursprünglich zu der Partei der Ghibellinen, die in Pisa sehr stark vertreten war; da indeß Ugolino durch sein schrankenloses Wesen und seine Herrschsucht, die Keines Rechte achtete, diese Partei sich entfremdet hat, so erkennt er die Nothwendigkeit, mit den Guelfen ein Bündniß zu schließen, um so seine Herrschaft aufrecht zu erhalten. Das Volk jedoch wird ihm mit der Zeit feindlich gestimmt, was sich noch dadurch steigert, daß er 5000 Pisaner, die in der Schlacht von Meloria gefangen worden waren, trotz der sich ihm bietenden Gelegenheit, mit Genua Frieden zu schließen, in der Gefangenschaft schmachten läßt. Der Grund, der ihn dazu treibt, ist kein anderer, als weil diese 5000 Gefangenen zu der Partei der Ghibellinen gehören und die Zahl seiner Feinde in Pisa vermehren würden. Diese Handlungsweise hat den Haß des Volkes so sehr erregt, daß ein offener Aufstand bereits befürchtet wird. Hier beginnt nun die Tragödie. Die Häupter

der Ghibellinen sind bereit, sich gegen Ugolino zu erheben; sie verlangen nur, daß Ruggieri sich an die Spitze des Aufstandes stelle. Der Erzbischof lehnt dies jedoch ab; er giebt sich den Anschein, als sei er ein inniger Verehrer Ugolino's, während er in seinem Innern unaufhörlich über Pläne der Rache brütet für die Schmach und das Unglück, welches Ugolino ihm angethan. Er stellt sich krank, altersschwach und gebeugt, nur mit Buß- und Betübungen beschäftigt; aber im Stillen schürt er den Haß, der im Volke gährt, mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote stehen. Er läßt in Genua den Kerkermeister bestechen, um einen Greis, Marco Lombardo, aus der Gefangenschaft zu befreien; dieser sucht jetzt durch seine Schilderung der Leiden, welche jene Fünftausend in Genua zu erdulden haben, die Gemüther noch mehr gegen Ugolino zu erhitzen und zu erbittern. Die Stadt ist überdies von einer Hungersnoth bedroht, da die Genuesen die Zufuhr abschneiden. In diesem Augenblick trifft die Nachricht ein, daß Guelfo, der Sohn Ugolino's, in Verbindung mit Ato, einen glänzenden Sieg erfochten hat, den der Vater durch ein Fest zu feiern beabsichtigt. Auch Ruggieri erhält eine Einladung zu demselben, nimmt jedoch nur auf die inständigen Bitten seines Lieblings Ato daran Theil. Dieser Jüngling gilt in den Augen der Welt für einen Neffen des Erzbischofs. Bei dem Feste krönt Ugolino seinen siegreichen Sohn Guelfo mit

einem Lorbeerkranze, den der letztere aber als unverdient vom Haupte nimmt und ihn seinem Busenfreund Ato als dem eigentlichen Sieger überreicht. Diese selbstverleugnende Handlung seines Sohnes verstimmt den Vater und nimmt ihn noch mehr gegen den Neffen Ruggieri's ein. Der Gewaltherrscher rühmt sich auf dem Feste seines Glückes und frägt herausfordernd, was er noch zu fürchten habe. Da tritt der Greis Marco Lombardo auf und ruft ihm zu:

„den Zorn Gottes!“

und schildert weiter in ergreifenden Worten die Leiden, welchen die fünftausend Pisaner in Genua preisgegeben seien, sowie die Noth und das Elend, in welche der Starrsinn und die Herrschsucht Ugolino's das Volk von Pisa versetzt habe. Die Vermessenheit des alten Mannes empört Ugolino aufs Höchste, er befiehlt, den Frevler in Ketten zu legen; Marco Lombardo jedoch verschwindet, um den Haß des Volkes durch seine Erzählungen noch mehr zu entflammen. Da die Hungersnoth immer ärger wird, so will sich das Volk der Vorrathshäuser bemächtigen, allein Ugolino läßt diese in Brand stecken und vergrößert dadurch die Noth noch mehr. Ato wagt es nun, vor dem Grafen zu erscheinen und an der Seite seines Freundes Guelfo den Erzürnten milder zu stimmen, indem er ihm die entsetzlichen Leiden ausmalt, welchen das Volk durch seine Schuld ausgesetzt ist. Aus Ato's Worten entnimmt Ugolino, daß der-

selbe um seine auf die Alleinherrschaft gerichteten Pläne wisse; er glaubt, daß durch ihn alle seine Absichten verrathen und vereitelt werden könnten und in der Leidenschaft stößt er Ato nieder. Dadurch bereitet er denn nicht bloß seinem Sohne Guelfo unsäglichen Schmerz, sondern zerstört auch grausam dem Erzbischof Ruggieri die einzige Freude, die dieser noch im Leben hatte. Ugolino bereut sehr bald die unselige That, durch die er sich seinen eignen Sohn verfeindet und ihn zum Verlassen des elterlichen Hauses getrieben hat.

Ruggieri dagegen trägt dieselbe Ruhe und Besonnenheit zur Schau, die er bisher allen Gewalthandlungen seines Feindes gegenüber bewiesen hat, und entschuldigt die rasche That desselben sogar, da sein Neffe ihn unbesonnener Weise dazu herausgefordert und gereizt haben müsse.

In der ersten Scene des 3. Aktes sehen wir die Leiche Ato's in einer Grabkapelle aufgebahrt, Priester und Mönche singen einen lateinischen Grabgesang. Ruggieri wird auf einem Tragsessel hereingebracht. Die Häupter der Ghibellinen suchen ihn aus seiner Apathie aufzurütteln, er aber bleibt ruhig, ein Gebetbuch in der Hand haltend, ohne aufzublicken, und bittet sie nur, ihn allein zu lassen; dann aber richtet er sich auf, schreitet zu der Bahre und an der Leiche niederknieend spricht er:

Nun brich, du lang zurückgedämmte Gluth,
Aus allen Tiefen, den versunkensten
Abgründen meines halbzerstörten Wesens,
Brich nun hervor und schmelze jegliches
Gefühl, mein Denken und Empfinden all'
In deinen Feuerstrom dahin, bis Alles
Ein großer ungeheurer Schmerz ist! — Da,
Da liegst du nun, geliebter Sohn, du Pfand
Der einzig Theuern, letztes Band, das mich
Mit Menschen noch zusammen hielt! Kalt! starr!
Dein blühnder Leib geknickt, dein süßes Leben
Hinweggetropft! Wen drück' ich nun statt deiner
An meine Brust? Mit wem nun soll ich plaudern?
Versiegelt hat, mein Knabe, dir der Tod
Die blassen Lippen, doch dein stummer Mund
Ruft lauter, als Posaunenton der Engel
Beim Weltgericht, und seine Stimme pocht
An aller Herzen Thore, bis der Haß,
Gepanzert und gewaffnet, wie ein Held,
Hervortritt, deines Mörders Haupt zu fällen. —
Hör' mich, o Gott, du großer Vater Aller,
Hör' eines Vaters Flehn! An dieser Leiche,
An der ich elend, kraftgebrochen, siech
Daliege, gieße neues Lebensblut
Mir durch die Adern! Alle Nerven stähle
Und alle Sehnen spann in mir, daß jede
Ganz Mann sei, stark genug, den Mord von Sohn
Und Weib in einer ungeheuern Rache
An Dem zu rächen, der in ihnen mir
Das Dasein doppelt hingewürgt. Hör', Gott,

Erhöre mich! In deinem Feuer schmiede
Mir diesen welken Leib zum ehrnen Schwert,
Zum doppelschneid'gen Werkzeug meiner Seele,
Daß sie, mit ihm bewehrt, all' ihren Grimm
In Strömen Blutes lösche; und nicht eher
Nimm von der Erde dieses Schwert hinweg,
Bis unter ihm die Schlachtbank ächzt,
Und seine Klinge, morsch vom Morden, bricht! —
Ja, Herr, ich fühl' es, du erhörst mein Flehn;
Schon raff' ich mich empor, und Jugendstärke
Schwellt mir die Glieder; jeder Puls klopft Thatkraft;
Ans Werk, ans Werk!

In der darauf folgenden Scene kommt der Haß zwischen den beiden Hauptträgern der Tragödie zum furchtbaren Ausbruch. Genua ist wieder bereit, mit Pisa Frieden zu schließen; der Gesandte dieser Republik ist vor dem großen Rathe erschienen und hat seine Bedingungen vorgelegt, welche darin bestehen, daß Pisa hunderttausend Unzen Goldes an Genua zahle und die Inseln Capraja und Gorgona abtrete; weiter sollen die Pisanischen Schiffe vor den Genuesischen stets die Flagge senken, so oft sie einander auf dem Meere begegnen. Die Bedingungen sind so schmachvoll, daß Ugolino sie mit Abscheu zurückweist; die Senatoren sind ebenfalls für deren Verwerfung; nur die Ghibellinen Sismondi und Gualandi stimmen für den Frieden. Der Bürgermeister aber bittet die Versammlung, sich nicht zu erhitzen, denn

der Friede sei unmöglich, der Staatsschatz leer, und die hunderttausend Unzen Goldes aufzubringen würde nur Ugolino allein im Stande sein. Der Gesandte wird also mit Schmach und Hohn entlassen. Da tritt Ruggieri auf einen Stab gestützt unter die Versammelten und erklärt:

Nachdem Graf Ugolin mir nun den Erben,
Gewiß für ein sehr sträfliches Vergehn,
Getödtet, steht kein Andrer meinem Herzen
Gleich nah, wie diese Stadt, und da mir selbst
Der irdische Besitz zur Last geworden,
So hab' ich eben an das Volk vertheilt,
Was für die Hebung seiner schlimmsten Noth
Zunächst genügen wird; im Uebrigen
Mein sämmtliches Besitzthum, meine Güter
Am Arno, sowie hunderttausend Unzen
Gemünzten Golds verleih' ich laut der Schrift hier
Als Schenkung an das vielgeliebte Pisa.
Der große Rath in seiner Weisheit mag
Darüber zu des Staats und Volkes Wohl
Verfügen, wie es ihm am Besten dünkt.

Als aber Ugolino trotz dieser Schenkung auf der Verwerfung des Friedens besteht, was seinem Patriotismus nur zum Ruhme angerechnet werden kann, da verlangt die Versammlung aufrührerisch die Zurückberufung des Gesandten, und als Ugolino sodann den großen Rath für aufgelöst und abgesetzt erklärt, wirft Ruggieri die erheuchelte Schwäche und

Vermummung von sich und tritt in Wehr und Waffen Ugolino gegenüber. Es bleibt jetzt nichts weiter übrig, als den Kampf der beiden Parteien durch das Schwert zur Entscheidung zu bringen, und in diesem Kampfe unterliegt Ugolino der Uebermacht seiner Gegner, obgleich er und seine Söhne Wunder der Tapferkeit verrichten.

Ruggieri, dem dadurch die Herrschaft in Pisa zugefallen ist, läßt nun der ganzen infernalischen Wuth seines Hasses und seiner Rachsucht freien Lauf. Seine siegreichen Anhänger müssen ihm das Schicksal Ugolino's und seines Hauses ohne jeden Einspruch überlassen, und er beschließt über ihn und seine Söhne den qualvollsten Tod durch Hunger zu verhängen; das sei der verdiente Lohn für den Tyrannen, der Hunderte seiner Mitbürger durch die von ihm herbeigeführte Hungersnoth zu Grunde gerichtet habe; der Tod desselben vergelte daher nur Gleiches mit Gleichem. Der Greis Lombardo, der früher Ugolino mit dem grimmigsten Hasse verfolgt hat, bei dem aber nun, da er den Gegner gestürzt sieht, die edlere Natur zum Durchbruche kommt, sucht Ruggieri von einer unnatürlichen Grausamkeit zurückzuhalten und bittet ihn, sich mit der Verbannung seines Todfeindes zu begnügen. Doch der Erzbischof folgt nur den Eingebungen seines Hasses und läßt den Grafen und drei von dessen Söhnen in das unterirdische Verließ eines Thurmes werfen. Als die Gattin und

Mutter der Eingekerkerten den Ergrimmten um Milde anfleht, stellt er die Bedingung, daß Cornelia ihren Gemahl zu dem offenen Geständnisse überrede, er sei in der Schlacht bei Meloria heimtückisch geflohen und habe so die Flotte der Pisaner dem Untergange geweiht. Da die edle Frau sich dessen weigert, wirft er den Schlüssel in den Arno und läßt die Thür zu dem Thurme vermauern. Diese Scene gehört zu den Glanzpunkten der Tragödie und ist von mächtiger Wirkung. Einen noch gewaltigeren Eindruck macht die ganz kurze Scene zu Anfang des fünften Aktes in welcher uns der Jammer und das Elend Ugolino's und seiner Söhne, unser tiefstes Mitleid erweckend, vorgeführt wird. Der Vater spricht, auf die verschmachtenden Kinder blickend:

Wenn's wirklich kommt, so wie mir ahnt,
Wenn diese hier, zur ersten Lebensblüthe
Noch kaum erschlossen, elend mit mir sterben,
Um meinetwillen sterben müssen — Gott,
Du ew'ges Auge! wende Deinen Blick
Von mir hinweg! vertrockne mein Gehirn
Und jede Fiber, welche fühlt und denkt!
Zernichte mich! verwandle dies mein Wesen
In Staub, daß ich es selber nicht mehr kenne!
O arme Opfer, die ich mit mir reiße!
Jahrtausende der Verdammniß sind zu kurz
Für solche Schuld! Ja, an dem Schluß der Zeiten,
Wenn allen Sündern sich das Gnadenthor

Erschließt, wenn Alle, Alle sie befreit
Nach oben steigen, werd' ich noch allein,
Der letzte, einzige im Abgrund büßen.

(Pause.)

Nein, nicht allein. Er, er, bei dessen Namen
Die Teufel jauchzen, bleibt mit mir verdammt.

Hierauf zieht der Sohn Ugolino's, Guelfo, mit seinem Oheim zur Rettung seines Vaters heran, nachdem ihn die Mutter von dem Schicksale seines Hauses in Kenntniß gesetzt hat. In Ruggieri selber wird endlich das Gewissen wach; er fühlt, daß er zu weit gegangen, und möchte das Geschehene gern ungeschehen machen, da ihm auch der Geist seines Ato seine teuflische Grausamkeit drohend verwiesen hat. Allein es ist zu spät; als Guelfo mit seinem siegreichen Heere in Pisa einrückt und der Thurm gewaltsam erbrochen wird, sind die drei Söhne bereits ihren Qualen erlegen, und Ugolino ist dem Tode nahe. Ruggieri stirbt unter den Händen Guelfo's mit den Worten:

Der schwarze Vorhang rollt herab — liegt Licht
Dahinter, oder ew'ge Finsterniß?
Gott sei mir gnädig!

Ugolino endigt an Erschöpfung, nachdem er das Unrecht, das er in seinem Leben begangen, tief bereut und seinen Sohn ermahnt hat, nicht den Weg seines Vaters zu wandeln.

Obwohl die Tragödie einen durchweg grausigen Inhalt hat und unsere Nerven bis zum Springen krampfhaft aufregt, so wirkt doch der Schluß derselben wieder versöhnend und läßt uns in dem wüsten und wirren Treiben der Menschen eine höhere Weltordnung und das Walten der Nemesis erkennen. Auch der Verbrecher, wenn wir ihn leiden sehen, ruft unser Mitgefühl wach, er ist ein Mensch, wie wir, und wir fühlen menschlich, wenn er für seine Vergehen zu büßen und zu dulden hat. Und diese Wirkungen müssen wir in Schack's Tragödie rühmend anerkennen.

Das Stück ist architektonisch mit großem Geschick aufgebaut, die Charaktere sind konsequent durchgeführt, der Haß und die Liebe mit glühenden Farben geschildert und die Sprache muß als würdig in Ausdruck und Wendungen gelobt werden. Wenn in dem Trauerspiele nicht jener Blüthenregen, jener Duft und Zauber gefunden wird, der sonst Schack's Schöpfungen eigenthümlich ist, so haben wir den Grund dafür in dem Stoffe und der künstlerischen Berechnung des Dichters zu suchen.

XI.

Heliodor.

(Ein dramatisches Gedicht.)

Diese Dichtung entfaltet ein erschütterndes Gemälde der zerstörenden Kämpfe, in welchen sich der hellenische Götterdienst und das junge aufblühende Christenthum auf griechischem Boden auf Leben und Tod befehden, bis der gewaltige Alarich im furchtbaren Verheerungszuge Heiden, wie Christen zu Boden wirft und ganz Griechenland in eine grauenvolle Wüste verwandelt. Heliodor, ein heldenhafter Jüngling, der für das klassische Kunstalter seines Volkes und dessen poesiereiche Götterwelt schwärmt, vertreibt die Römer aus Athen, sucht das Hellenenthum in seinem höheren Glanze wiederherzustellen und öffnet die alten Tempel von neuem zu Opfern, Andacht und Gebet. Gegen die Christen übt er Schonung und Duldung, aber in der großen Menge hat Haß und Hader um sinnlose Worte die reine Lehre des Erlösers erstickt. Als jedoch endlich der Fanatismus so weit geht, daß der eigene Bruder seine Schwester, die schöne Makrina, ermordet, weil sie die Gattin

Heliodor's ist und das Opfer im Tempel des Apollo vollziehen will, da verliert der Letztere die Geduld und Selbstbeherrschung, und zu wilder Verfolgungssucht fortgerissen, beschließt er, das unduldsame Christenthum auf griechischem Boden auszurotten. Nur Eine herrliche Frauengestalt, Eusebia, die Mutter Makrina's, steht noch als Vertreterin des reinen Evangeliums da. Als sie ihre Tochter ermordet sieht, als die Anhänger der beiden Religionen einander immer wüthender bekämpfen und Heliodor in wildem Verfolgungseifer zahlreiche Christen ans Kreuz schlägt, sieht sie in prophetischer Vision den nahen Untergang Griechenlands durch die hereinbrechenden Barbaren voraus und spricht:

„Weh, die abgrunddunkle Tiefe,
An der wir steh'n, was muß nur ich sie schau'n
Und kann nicht helfen? Vor dem Blick mir weicht
Die Binde, die das Kommende verbirgt.
Starrende Felsen seh' ich; unersteiglich,
Ein Riesenwall, gen Norden ragen sie,
Das Bollwerk, das Jahrtausende hindurch
Hellas vor der Barbarenfluth geschirmt,
Den Völkerschrecken. Aufwärts reißt es mich —
Jenseits der Gipfel unermeßlich weit
Die Steppen aufgethan, von funkelnder
Gewässer Silberstrom durchschweift! Allhin
Welch wogendes Gewimmel wilder Horden!
Gleich Bergen, die ein Erdstoß schüttelt, schwankt

Der Boden unter ihren Eisentritten;
Aus der lebend'gen Massen wirrem Knäuel,
Wie es sich ballt und auseinanderstäubt,
Lösen sich Thierfellwämser, Schuppenpanzer —
Nach Süden wogt das Menschenmeer — Verrath!
Verrath! An der Gebirge Wall, wer thut
Die Schleusen auf? Hin durch die Engen wogt
Das wilde Heer, auf Griechenland herab
Sich wie die Sturmfluth wälzend. Blutroth flammt
Der Himmel; über Leichen von Erschlagenen
Geht der Verheerungszug der Wüthenden,
Allhin wie des Kometen Flammenruthe
Zerstörung breitend; Jungfrau'n schleifen sie
Am Schweif der Rosse und im Mordgelächter
Stirbt der Erwürgten Wehgeheul. Vergiftet,
Mit Blutqualm wird des Himmels reine Luft,
In alle Winde stäubt die weh'nde Asche
Lodernder Städte und zerstörter Tempel.
Und, wenn der Heiden Heiligthümer sinken,
Was jauchzt ihr, blinde Christen? Fort und fort
Von Mitternacht her strömen neue Horden
Aus Scythiens Wildnissen; auch eures Gottes
Altäre niederwälzen sie, und Rauch
Von Menschenopfern qualmt vor Götzenbildern;
Geschlechter auf Geschlechter frißt ihr Schwert,
Bis unter Schichten Moders auch das letzte,
Dem Griechenblut noch in den Adern rollt,
Begraben ruht und selbst der Name Hellas,
Ein matter Schall, im Völkersturm verhallt.

Horch! Jubelschrei des Volkes, wie die Flamme
Aus unsrer Kirchen Dächer prasselnd steigt!
Dazwischen Hammerschläge — durch die Glieder
Langsam ins Holz die Nägel bohren sie —
Die Kreuze werden aufgerichtet — — dort
Mein Bruder — neben ihm mein Sohn" —

Sie stirbt zuletzt als Märtyrin mehr durch ihre entarteten Glaubensgenossen, als durch deren Feinde.

Von dem blutgetränkten Boden Griechenlands werden wir dann nördlich vom Hämus in das Lager Alarichs geführt, in welchem Priester in prachtvollen Chorgesängen die Götter der nordischen Sagenwelt feiern. Die unheimliche Gestalt Alarich's steht gewaltig und riesengroß vor unsern Augen da. Von Christen, denen ihr verfolgter Glaube mehr gilt als das Vaterland, wird der Gothenkönig, der wegen seines in Hellas erschlagenen Vaters längst blutige Rache gegen die Griechen brütet, mit seinen barbarischen Horden auf geheimen Pfaden durch die Gebirgspässe nach Süden geführt, und die wilde Jagd der Gothen ergießt sich nun wie ein entfesselter Waldstrom, der Alles vor sich niederwälzt, über das schöne Hellas. Die Wuth der Barbaren kennt keine Grenzen, Heiden und Christen fallen unter ihrem nichts verschonenden Schwerte. Göttertempel und Kirchen werden durch ihre Brandfackel in Schutt und Staub verwandelt.

Heliodor wirft sich mit heroischem Muthe den Gothen entgegen, allein in dem Verzweiflungskampfe

findet er einen heldenwürdigen Tod. Bevor er gegen die Gothen zu Felde zog, ließ er sich in die Eleusinischen Mysterien einweihen, in denen ihm offenbart wurde, daß er für ein Phantom gekämpft habe, und daß die gereinigte Lehre Christi als Religion der Liebe und Humanität die Zukunft beherrschen werde, wenn auch erst in dämmernder Zeitenferne. Diese Scene der Eleusinischen Weihen ist der Mittelpunkt des ganzen Dramas und von überraschender Großartigkeit und Schönheit. Unter den melodischen Chorgesängen der Priester, welche den Urgott feiern, den Einen, der da ist und war, der an den Zäumen der Liebe die Gestirne, wie die Herzen lenkt, ziehen die Hauptperioden des Bildungsganges der Menschheit vor Heliodor's Auge vorüber; er sieht den Sturz des Hellenenthums, die immer größer werdende Entstellung des Evangeliums, die Gräuel, welche düsterer Wahn in dessen Namen verübt, dann die Wiedererweckung des klassischen Alterthums und endlich die Versöhnung von Glauben und Wissen in der Religion der Liebe, welche die ganze Menschheit umfassen wird. Die Feier der eleusinischen Mysterien endet mit dem Chorgesang:

Komm, Geist der Liebe! Gott der Götter, komm!
Zu deinen Füßen wird, wie Lämmer fromm,
Der schnaubende Orkan sich schmiegen!
Komm, der du heilst des Weltalls großen Riß!
Anbetend sollen Licht und Finsterniß
Im Staub vor dir wie Schwestern liegen!

Du höchster Strahlenquell, aus dessen Fluth
Die Frühlingsrose ihre Farbengluth
Die Sonne ihren Glanz gesogen,
Dich preist die Lippe in der Küsse Tausch,
Die Seele dich in der Begeistrung Rausch,
Das Meer im Donner seiner Wogen!

In Allmacht herrschest du vom ew'gen Blau
Des Aethers bis wo sich im Tropfen Thau
Die Herrlichkeit des Himmels spiegelt,
Von wo sich kaum minutenlang der Wurm
Im Dasein sonnt bis wo der Schöpfungssturm
Das werdende Gestirn beflügelt!

Wir harren dein angstvoll in unsrer Nacht,
Daß unsre Seelen bis zum tiefsten Schacht
In deinem Lichte sich verklären;
Laß uns den bangen Zweifeln nicht zum Raub,
Die uns gequält, als wir im Sündenstaub
Gekniet vor anderen Altären!

O führ' herauf den neuen Erdentag!
Verehrung werden dir mit einem Schlag
Die Herzen der Nationen stammeln,
Die Laute aller Sprachen sich, die lang
Geschiedenen, in Einen Feierklang
Zu deinem Preis, o Eros, sammeln.

Unter den zahlreichen Erscheinungen, welche die Literatur jedes Jahr hervorbringt, ragt Schack's Drama „Heliodor" durch eine reiche Welt der Ge-

danken und eine Fülle poetischer Schönheiten glänzend hervor. Das Drama gewährt nicht bloß einen hohen ästhetischen Genuß, sondern ist auch geistig so inhaltreich, daß es auf die ganze Nation bildend und läuternd einwirken wird.

XII.

Atlantis.

Die Vorgänge, welche in diesem dritten Trauerspiele Schack's das Gemüth des Zuschauers oder Lesers theils erheitern, theils tief ergreifen, sind in die Zeit kurz vor und unmittelbar nach dem Ausbruche der ersten französischen Revolution verlegt. Der Ort der Handlung ist im 1. Akte Deutschland, in den übrigen das westliche Amerika.

Ein junger deutscher Fürst, Wolfgang mit Namen, ist von philanthropischen Ideen so eingenommen, daß er seine sämmtlichen fürstlichen Besitzungen verkauft hat und im Begriffe steht, nach Amerika auszuwandern. Er hat dort durch einen Handelsherrn, De Castro, große und herrliche Ländereien ankaufen lassen, um auf denselben allen Mühseligen und Beladenen ein glücklicheres Dasein zu begründen, als das in allen Fugen krachende Europa ihnen noch zu bieten vermag. Auch die Zustände in Deutschland sind so erbärmlich, daß der Fürst sich aus denselben hinweg sehnt, da Ruhm und Ehre dort nicht für ihn zu gewinnen sind. Er mustert die Bilder seiner

Ahnen, und er muß sich gestehen, daß ihr Gedächtniß ewig von der Nacht der Vergessenheit bedeckt sein wird. Er aber dürstet nach Ruhm, und er glaubt ihn in keiner schöneren Gestalt erlangen zu können, als wenn er sich um die Menschheit in hochherziger Weise verdient macht. Zu diesem Zwecke will er in dem von der Natur so reich gesegneten Amerika eine Kolonie gründen, für welche seine Agenten nach allen Seiten hin thätig sind. Landleute, Barbiere, Schneider, Rechtsgelehrte, Literaten, Prediger strömen ihm von allen Seiten zu und hoffen einem langersehnten Glücke entgegen zu segeln. Durch die Theilung Polens ist auch ein polnischer Graf Sobanski und dessen Gemahlin Mathilde europamüde geworden und sie Beide schließen sich später im westlichen Amerika dem Fürsten mit polnischen und deutschen Kriegern an, so daß dieser sich bald von einer stattlichen Schaar arbeitskräftiger Kolonisten und kriegskundiger Männer umgeben sieht. Sein Agent de Castro, der in diesem Theile der neuen Welt genau bekannt ist, hat sich als Unterhändler des Fürsten dasjenige Stück seines Gebietes, von dem er weiß, daß es unerschöpfliche Goldminen enthält, für seine Bemühungen abtreten lassen, und er ist nun damit beschäftigt, dieselben auszubeuten und unermeßliche Reichthümer aufzuhäufen. Er hat eine einzige Tochter, ein schönes, ausgelassen heiteres Kind, in der ersten knospenden Blüthe der Jugend, auf welcher das Auge des Fürsten

mit Wohlgefallen ruht. Der Ehrgeiz de Castro's geht nun dahin, seine Tochter über kurz oder lang durch die Macht seines Reichthums zur Gemahlin des Fürsten zu erheben, den er im Uebrigen für einen überspannten Schwärmer und Phantasten hält. De Castro selber ist ein bösartiger Charakter, und seine Vergangenheit durch schwarze Verbrechen befleckt. Inzwischen ist auch der Graf Sobanski mit seiner Gemahlin und seinen polnischen Kriegern im Lande der Verheißung eingetroffen. Die junge Gräfin zeichnet sich durch Schönheit und Geist aus, und hat von dem ersten Augenblicke an auf das Herz des Fürsten den tiefsten Eindruck gemacht; er glaubt nur mit ihr glücklich sein zu können, und würde in ihrem Besitze keinen Kaiser um Krone und Reich beneiden. Auch sie hat seit der ersten Begegnung mit ihm seine Neigung erwidert und in ihm das Traumbild ihres Herzens verwirklicht gefunden; allein ihre eheliche Verbindung mit dem Grafen Sobanski bildet eine Schranke zwischen ihr und dem Fürsten, die ihre Hoffnung von Anfang an erstickt. Gleichwohl setzt ihr glühender Verehrer die Bewerbung um ihre Liebe fort, und hält die Satzungen des Lebens für einen lästigen Zwang, denen die wahre Liebe sich niemals unterwerfen dürfe. Aber eben durch diese verbrecherische Leidenschaft, deren Keim er schon beim Abschied von der Heimat mit herübergenommen, bleibt Fürst Wolfgang an den alten Welttheil, dem er entfliehen wollte, und an

dessen Erbschuld gefesselt. Diese Leidenschaft führt auch seinen Untergang herbei, während zugleich der Fluch Europa's, durch den mit hinüber gewanderten Golddurst und andere Laster, die junge Kolonie bis über das Weltmeer verfolgt und ihr das Verderben bereitet. Der polnische Graf ist ein aufbrausender, jedoch im Grunde edler Charakter, tapfer bis zur Tollkühnheit, indeß auch herrschsüchtig und nicht immer dem eisernen Gebote der Disciplin gehorsam. So kommt es, daß er mit dem Fürsten zerfällt, diesen sogar fordert und im Duell leicht verwundet, wodurch in dem Fürsten ein tiefer Groll und eine feindselige Gesinnung gegen den Grafen entsteht.

Durch den Schutz, welchen Wolfgang entlaufenen und verfolgten Negersklaven gewährt, überwirft er sich mit den Plantagenbesitzern und durch diese mit den spanischen Behörden selber, die ihn für den Fall mit Krieg bedrohen, daß er die Neger nicht an ihre Eigenthümer zurückgebe. Der Fürst weigert sich dessen, als seiner unwürdig, da auf seinem Gebiete Jeder frei sein solle, und die Sklaverei ein Schandfleck der Menschheit sei.

Die Indianer bedrohen von Neuem die junge Kolonie, und der Graf Sobanski hat zu deren Vertheidigung die Gegend besetzt, in welcher sich die reichen Goldminen befinden. De Castro fordert ihn auf, diesen Punkt sofort zu räumen und als Jener sich dessen weigert, bedient er sich gegen ihn ver-

letzender Worte. Da erinnert Sobanski den Wüthenden an seine früher in Polen begangenen Verbrechen und zeigt sich mit dessen Vergangenheit genau vertraut. De Castro erblickt in dieser Bekanntschaft mit der Nachtseite seines Lebens die größte Gefahr für sich und die Zukunft seiner Tochter; er faßt nun den schwarzen Plan, den Grafen Sobanski, als den Störer seines Glückes aus dem Wege zu räumen und entläßt zu dem Zwecke einen gefangenen Indianer, der seinen Stamm auffordern muß, den Grafen in einen Hinterhalt zu locken. Sobanski hat inzwischen sein Benehmen gegen den Fürsten bereut und sich im Stillen gelobt, dessen Befehle in Zukunft gewissenhaft zu befolgen. Von einer solchen Sinnesänderung hat aber der Fürst keine Ahnung; er hält den Grafen vielmehr für seinen unversöhnlichen Gegner, dessen Ehrgeiz dahin gehe, sich selber zum Herrn der Kolonie zu machen. Trotz dieser Gemüthserregung steht der Fürst unter der Herrschaft seiner unbezwinglichen Liebe zu der Gräfin Mathilde, auf deren Herz er immer von Neuem mit allen Künsten der Ueberredung zu wirken sucht, die aber ihrerseits wieder zu edel ist, um an dem schönen und edlen Gemahle zu freveln. Da trifft die Nachricht ein, daß Graf Sobanski in dem ihm von De Castro gelegten Hinterhalt der Indianer gefallen sei, und der Fürst wird gebeten, unter jeder Bedingung sofort Hülfe zu senden. Wolfgang verweigert aber diese Hülfe und behauptet, keinen Mann entbehren zu

können, weil er und seine Niederlassung selber bedroht seien. Bertha, die Tochter De Castro's, fleht ihn unaufhörlich an und Andere mit ihr, allein vergebens: er hält ja in seinem Innern den Grafen für den ärgsten Feind, den er in dieser Welt hat. Die Folge davon ist, daß Sobanski und die Seinen ihrem Schicksale erliegen, aber auch De Castro erhält seinen Lohn. Seine Tochter Bertha, die im Stillen dem Grafen mit leidenschaftlicher Liebe zugethan war, hatte demselben bei seinem Tode zur Seite gestanden; an seiner Leiche, die sie vor Wolfgangs Auge tragen läßt und vor welcher sie den letzteren des Mordes anklagt, giebt sie sich dann den Tod. Als der junge Fürst nachträglich von der Sinnesänderung und der rührenden Botschaft des sterbenden Grafen an ihn hört, steht er zerknirscht und in sich gebrochen da. Die Gräfin, die jetzt frei ist, will den seelischen Treubruch an ihrem Gemahle in einem polnischen Kloster büßen, in dem sie ihre Kindheit und erste Jugend verlebt hat und die Leiche Sobanski's nach Polen begleiten.

Fürst Wolfgang ist durch den Untergang der Polen eines Theiles seiner besten Krieger beraubt, durch den unter den Kolonisten ausgebrochenen Zwiespalt gelähmt, und so gewinnen die Spanier bei einem Angriff auf ihn die Oberhand. Um die Sklaven nicht auszuliefern, sendet er sie zu Schiff hinweg, und da

er all die edlen Absichten, die er in Amerika zu verwirklichen hoffte, gescheitert sieht, giebt er sich freiwillig den Tod.

Das Stück ist von wahrem poetischen Feuer durchglüht, unterscheidet sich jedoch von den andern Trauerspielen Schacks dadurch, daß es auch komische Scenen enthält. Sein Schäfer Jürgen und dessen Sohn Hans werden als echte Mecklenburger von ihrem Landsmanne naturtreu und mit jener gutmüthig derben Komik geschildert, die Jeder an den Mecklenburgischen Landleuten wahrnehmen wird, der einige Zeit unter ihnen lebte. Nicht minder drollig sind der Bader, der Literat und der Schneider Caspar. Diese volksthümlichen Auftritte zeigen, mit einem wie reichen Talente Schack begabt ist für die Darstellung heiterer Scenen. Wolfgang repräsentirt einen Charakter, der von den edelsten Bestrebungen beseelt ist, bei der Ausführung derselben aber theils an seiner eigenen Schuld, theils an den Verhältnissen scheitert. Schon vor dem Aufbruch aus Europa sagt ihm sein Sekretär Raimund sein Schicksal und das der Kolonie voraus in den Worten: Der Mensch bleibt Mensch und Elend, Sorge, Noth, Neid, Eigensucht und Unverstand und Haß wird er als Fracht auch in den neuen Welttheil mit sich hinübernehmen.

Die beiden weiblichen Gestalten, Gräfin Mathilde und Bertha de Castro, sind zwei poesiereiche Charakter-

bilder, in denen Jugend, Schönheit und eine Welt von Gefühlen zur Darstellung kommt. Besonders neu und ergreifend ist in Bertha, nachdem ihr der Geliebte entrissen worden, das Ueberspringen von ausgelassener Lustigkeit in das höchste tragische Pathos.

XIII.

Die großen Vorzüge, durch welche sich die drei bereits besprochenen ernsten Dramen auszeichnen, werden in mancher Hinsicht noch übertroffen durch:

Timandra,

in welcher Schack den höchsten Anforderungen, die man nur an eine Tragödie stellen kann, in jeder Beziehung entsprochen hat. Der Stoff ist der griechischen Geschichte entlehnt und behandelt den beklagenswerthen Untergang des Pausanias, der in der Schlacht bei Platäa den Mardonius besiegte und die Perser aus Griechenland und Europa verjagte, dann indeß seine bis dahin ruhmvolle Laufbahn durch einen selbstverschuldeten schmachvollen Tod befleckte.

Das Stück beginnt mit der Heimkehr des Pausanias von seinen Siegen über die Perser, und die Volksmenge erwartet ihn vor dem Tempel der Pallas in Sparta, in den er seinen festlichen Siegeseinzug halten soll. Pausanias ist der Neffe des bei Thermopylä gefallenen Leonidas und der Stellvertreter von dessen Sohne Lysander, für den er, bis zu dessen Mündigkeit, in Sparta als König herrscht. Die

Schwester des Lysander, Diotima ist mit Pausanias verlobt und die Mutter des Siegers von Platäa, Timandra, hat den Lieblingswunsch, daß die Vermählung ihrer Nichte an dem bevorstehenden Geburtstage ihres gefeierten Sohnes in dem Tempel der Pallas stattfinden möge. So verdient Pausanias sich auch um Griechenland gemacht hat, so geben sich doch mitten unter den Siegesfeierlichkeiten schon feindselige Stimmungen gegen ihn kund, die er selber hervorgerufen hat, durch sein hochfahrendes, herrschsüchtiges Wesen und die Verachtung, die er gegen die althergebrachten Sitten und Gebräuche in Sparta zur Schau trägt. Durch seinen Verkehr mit den Athenern, den kleinasiatischen Griechen und den Persern ist er den spartanischen Sitten entfremdet worden, er faßt das Leben von seiner heiteren Seite auf, liebt die Pracht und den Genuß, schwärmt für die Kunst und möchte die ärmlichen Lehmhütten Sparta's in prächtige Wohnstätten und Paläste umwandeln, wie er sie in Athen, Milet, in Ephesus, oder gar in Babylon kennen gelernt hat. Vor allen Dingen jedoch liegt ihm daran, die blutigen und barbarischen Gebräuche, die in Sparta seit Alters her herrschten, zu beseitigen; zu ihnen gehört namentlich die Geißelung der Knaben und das Hinopfern schwächlicher Kinder, die den Bären zum Fraße vorgeworfen wurden.

Er hat gleich nach seiner Rückkehr Gelegenheit, gegen derartige Grausamkeiten Mütter mit ihren

Kindern, und Jünglinge in Schutz zu nehmen, wodurch er dann mit den Ephoren in Konflikt geräth; Letztere bestehen auf ihrem Rechte und verlangen außerdem die Auslieferung der Siegesbeute, die Pausanias eigenmächtig zur Verschönerung Sparta's zu verwenden gedenkt. Aber dies Alles würde ihm weniger gefährlich werden, wenn sein Ehrgeiz nicht weiter ginge; derselbe ist kein geringerer, als sich nicht bloß in Sparta, sondern in ganz Griechenland zum absoluten Herrscher zu machen. Er hat in Babylon selber Mandane, die schöne und feurige Tochter des Königs, kennen gelernt, und eine glühende Liebe zu einander ist die Folge dieser Bekanntschaft gewesen. Beim Ausbruche des Krieges war er durch einen Befehl der Ephoren genöthigt worden, nach Sparta zurückzukehren. Inzwischen ist Mandane in seinem Gedächtnisse in den Hintergrund getreten und Diotima hat durch ihre Unschuld und mädchenhafte Bescheidenheit die alte Jugendneigung zu ihr in seinem Herzen neu belebt, wenn ihm auch der beschränkte Sinn der Spartanerin an ihr störend ist.

In diesem Augenblick nun bricht das Unheil über Pausanias und das ganze Haus der Herakliden herein in Gestalt der schönen Königstochter. Mandane, von Liebessehnsucht getrieben, hat nach manchen Schicksalen und Erlebnissen den Abgott ihres Herzens in seinem eigenen Heimatlande aufgesucht und, von einigen vornehmen Persern begleitet, läßt sie sich bei

ihm melden unter dem Namen einer Fürstin der Massageten, die bei dem Könige der Spartaner Schutz und Hülfe sucht. Pausanias schwelgt bei ihrem Anblicke in Wonne und eine wahre orientalische Liebesraserei hat ihren Sitz in dem Herzen der Perserin aufgeschlagen. Sie erzählt von ihren Herzenskämpfen, als sie sich von Pausanias verlassen sah:

Rastlos von Ort
Zu Ort, von Land zu Lande trieb mich's hin,
Daß ich des Herzens Jammer übertäubte,
Und zu dem wilden Volk der Massageten,
Der Rossetummelnden, gesellt' ich mich.
Das Pantherfell um meine Schulter werfend,
Streifst' ich mit ihnen über Fels und Klippen,
Den Eber und den wilden Stier zu jagen.
Zu Gipfeln bald, die sich im Nebel bargen,
Durch Sümpfe bald und pfadlos irre Wüsten
Trug mich das Roß. Die Krieger, die mich so
Die schnellen Pfeile schleudern sahen, baten
Mich, ihre Führerin zu sein, und gern
Zog ich zum Kampfe mit den Scythenhorden
Dem Heer voran, um durch den Waffenlärm
Den Gram, den immer zehrenden, zu scheuchen.
Verwüstung trugen wir und Brand und Tod
Von Ort zu Orte; wenn wir, müd vom Tagwerk,
Nachts in den Schluchten an den lohen Feuern
Uns niederstreckten, hofft' ich Heilung, doch
Empor vom Lager scheuchte mich die Stimme,
Durch Donnerrollen und des Meeres Brandung,

Wo es um Klippen tobte, scholl sie mir,
Und wenn wir, mit dem Sturme vorwärts brausend,
Brandfackeln in die Dörfer schleuderten,
Durch Schwertgeklirr und Doggen-Heulen noch,
Durch das Gewimmer der Erschlagenen
Und durch der Flammen Zischen hört' ich sie.

Pausanias soll nur Auge und Sinn für sie haben. Selbst sein Ehrgeiz, sein Durst nach Ruhm und einer völkergebietenden Gewalt ist ein Verrath an ihrer Liebe. Sie hält den spartanischen Fürsten in einem ewigen Sinnentaumel, an seinem Hofe wird Alles auf orientalische Weise eingerichtet. Dies bleibt natürlich den Ephoren und dem spartanischen Volke nicht verborgen und sie fordern ihn deswegen zur Rechenschaft.

Gleich nach der Siegesfeier im Tempel der Pallas hat die ehrwürdige Mutter des Pausanias, Timandra, ihrem Sohne in das Herz zu reden gesucht und ihn bekannt gemacht mit dem Eide, den sie ihrem Gemahl auf dem Sterbebette geschworen:

Oft mahnend tritt der Eid mir vor die Seele,
Den sterbend mir Kleombrotus, mein Gatte,
Abnahm. So schwur ich ihm: in strenger Zucht
Will ich den Sohn erzieh'n, und wenn er doch
Vom Pfad des Rechtes wiche, so gelob' ich:
Eher, als daß dem Vaterland durch ihn
Das kleinste Unheil nur geschehen soll,
Weih' ich, ich selbst, die Mutter, ihn dem Tod,

Und bei den Bären des Taygetus
Wird er mehr Milde finden, als bei mir.
Das war der Eid, den bei den Schrecklichen
Dort unten ich geschworen; würd' ich je
Ihm ungetreu, auf hurt'gen Schwingen müßte
Die Rache mein verfall'nes Haupt ereilen.
Drum löse hier an deines Vaters Grab,
O Theurer, meine Zweifel! Sprich, dem Hang,
Der ehmals für die Bräuche fremder Länder
Die strenge Heimatsitte dich verschmäh'n ließ,
Entsagst du ihm, und giebst fortan dich ganz
Dem Vaterland zurück?

Allein Pausanias weicht der Mutter in gewandter Rede aus und entschuldigt seine Vorliebe für höhere Bildung und seine Art zu sein in so unverfänglicher Weise, daß das Mutterherz sich dabei beruhigt und von ihrem Sohne keine Gefahr, weder für das Vaterland noch für ihn selber befürchtet. Die Erscheinung der Mandane jedoch gestaltet alles unheilvoll. In ihrem Zauberkreise gefangen, verstrickt er sich immer mehr in Schuld und Verbrechen, und als einst in dem Palastgarten Diotima bei den verrätherischen Gesprächen der beiden Liebenden, die sie unwillkürlich und unerwartet vernimmt, hervortritt und ihre Empörung darüber ausdrückt, stürzt Mandane, von dem Dämon der Eifersucht getrieben, auf sie zu und stößt ihr den Dolch in die Brust. Diotima aber stirbt mit den Worten, die sie an ihren Bruder Lysander richtet, auf Mandane weisend:

Da steht, die mich gemordet hat! — Ihr Götter,
Beschützt Pausanias!

Hier ist der Wendepunkt der Tragödie: nun entladet sich das Verderben über Pausanias und die Schuld umstrickt ihn immer enger. Er wird seines Herrscheramtes entsetzt, und Lysander zum König ausgerufen. Alle seine Schritte sind schon seit längerer Zeit von den Ephoren überwacht worden, und der Bote, den er mit einem Schreiben, worin er Hülfe bei Xerxes nachsucht, nach Persien gesendet hat, ist in die Hände seiner Feinde gefallen. Der treue Diener der Timandra hat dieses Schreiben entdeckt und übergiebt es seiner königlichen Gebieterin. Als Letztere nun den offenbaren Vaterlandsverrath aus demselben herausliest, liefert sie das Schreiben selber dem Ephoren Thrasymedes aus und läßt der Gerechtigkeit ihren Lauf.

Das Volk, in Aufruhr und empört über die Ermordung der Tochter des Leonidas, stürmt in hellen Haufen gegen den königlichen Palast heran. Pausanias mit seiner Leibschaar stürzt sich auf sie und treibt sie in die Flucht. Da kommt Lysander dem Volke zu Hülfe, und von der Uebermacht zu Boden geworfen, ruft Pausanias seinem Unterfeldherrn Eupator zu, er möge Mandane mit ihren Persern sicher ans Meer geleiten; dann sinkt er im Kampfe von einem Felsen herunter. Eupator trifft eben in dem Palaste ein, als die Tochter des Xerxes

mit ihrem Begleiter Artabazus dem Ormuzd ein Opfer darbringt, und das Feuer auf dem Altare brennt. Mandane weigert sich, dem Eupator zu folgen und ruft aus:

„Ich entfliehn,
Um mir das Leben, dieses Bettlerkleid,
Zu retten? Und entflöh' ich auch
Bis an den letzten Stern im Aetherblau,
In meinem Herzen hier die große Leere
Trüg' ich mit mir! Nicht alle Erdenräume,
Nicht Himmel, Meere, Welten können sie
Ausfüllen!"

Das den Palast umtobende Volk steht im Begriffe, diesen niederzubrennen; Eupator geht mit den Bewaffneten voran, überzeugt, daß Mandane ihm folgen werde; diese aber schleudert selber den Brand in die Vorhänge ihres Gemaches und stürzt sich so in den Flammentod. Ihre letzten Worte sind:

„Schlägst du empor schon, mächt'ge Lohe? Auf!
Steig' hoch und höher, daß der Widerschein
Fern bis zum Sonnenlande Persien leuchte
Und mir die Freunde meiner Jugend grüße!
Leb wohl, mein hoher Vater! lebet wohl,
Brüder und Schwestern, und vergebt, daß ich
Auf Erden euch verließ! Wo kein Gewölk
Die stete Klarheit trübt, sehn wir uns wieder;
Voran schreit' ich auf sternumsprühtem Pfad;
Schon zittert unter mir die Scheidebrücke,

Die diamantnen Pforten springen auf
Und glanzreich steigt des Götterberges Gipfel
Vor mir empor. An Ormuzd' hohem Thron
Empfang' ich euch im ew'gen Lichte droben; —
Werd' ich auch dich dort seh'n, Pausanias?"

Die Königin Timandra hat ihren Sohn auf dem Schlachtfelde aufsuchen lassen; er wird ihr aber lebend, von seinem Sturze noch bewußtlos, auf ihren Landsitz gebracht. Unter ihren liebenden Händen kommt er allmälig wieder zu sich, das Mutterherz schwelgt noch einmal in seinem Anblick. Timandra will ihn auch jetzt noch retten, jedoch unter der Bedingung, daß er sich nie wieder in Griechenland blicken läßt. Sie entfernt sich auf einige Augenblicke, um ein Opfer vorzubereiten. Da stürzt Athamas mit der Botschaft herein, daß eine Flotte von hundert Schiffen soeben von Xerres eingetroffen sei und seines Winkes harre, um das Heer aus Land zu setzen. Er verlangt den Ring des Pausanias und stürzt mit demselben davon, hinter ihm her Pausanias selber, dem die Spartaner in wilder Jagd folgen. Es bleibt ihm nichts übrig, als sich in den Tempel der Pallas zu retten, wo ihn die Spartaner an dem Altare der Göttin trotzig stehen sehen. Die Ephoren beschließen, die Tempelthüre zu vermauern, Niemand indeß wagt den ersten Stein herbei zu tragen. Da wankt Timandra heran; mit zitternder Hand ergreift sie den ersten Stein und spricht:

„Da — da liegt er!
Und Steine nun auf Steine — seht, sie wachsen
Und wachsen über meinem Haupt zu Bergen! —
Noch immer Steine? horch! die Erde kracht,
Die Säulen brechen, die das Weltall tragen —
Herab von ihren Himmelssitzen stürzen
Die Götter — aus ist alles, stille wird's
Im weiten, öden, ausgeleerten Raum —
Kein Athem mehr — nur eine Mutter weint
Noch über ihren Sohn!"

Nachdem sie so in ungeheurem Seelenschmerze das Signal zum Tode des eignen Sohnes gegeben sinkt sie sterbend zu Boden. Pausanias aber stürzt sich in das Schwert, mit welchem er einst die Schlacht von Platäa gewonnen, und das er dann auf den Altar der Pallas niedergelegt hatte.

Werfen wir nun einen Blick zurück auf das innere Gewebe dieser Tragödie, so ist Alles großartig und wundervoll darin gestaltet. Das spartanische Leben und der Charakter des Volkes vortrefflich ausgeprägt, nnd die Vaterlandsliebe tritt wahrhaft erhaben im Charakter der Timandra hervor, die in dem ganzen Stücke als ein Weib voll ehrfurchtgebietender Hoheit erscheint. Unendlich ergreifend schildert der Dichter den tiefen Seelenschmerz der Mutter, die den größten Mann in Hellas zum Sohne hatte, und ihn dann den Kranz seines unsterblichen Ruhmes sich selber vom Haupte reißen sah.

Nicht minder ausgezeichnet wird die Liebe der Mandane und des Pausanias geschildert, in welcher Orient und Occident in ihrer Gefühlswelt poetisch verschmolzen sind.

Wenn irgend eine Tragödie eine mächtige Wirkung auf der Bühne verspricht, so ist es Schack's „Timandra"; daß sie weder in Wien und Berlin, noch in München und Dresden zur Darstellung gelangte, ist eben ein Beweis dafür, daß die Deutschen garnicht wissen, was sie Großes und Schönes besitzen.

XIV.

Im Obigen sind die bisher erschienenen Originaldichtungen Schack's besprochen worden. In denselben treten uns griechischer Schönheitssinn vereint mit nordischer Kraft und Gedankenfülle entgegen, und sie nehmen unwiderstehlich den Sinn desjenigen gefangen, der so viel Liebe zur Poesie hat, um sich ernstlich mit ihnen zu beschäftigen. Außerdem aber verdanken wir dem Grafen Schack noch eine beträchtliche Reihe literarhistorischer Werke und Uebersetzungen oder Bearbeitungen fremder Dichtungen. Die erste Leistung, wodurch derselbe die Aufmerksamkeit auf sich lenkte, war seine umfängliche dreibändige „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien". Man begreift nicht, woher ein junger Mann in den zwanziger Jahren, dabei reich und unabhängig, die Zeit, den Fleiß und die Ausdauer nahm, die dazu gehörten, um einen so umfangreichen Stoff zu bewältigen. Was mußte da Alles gesammelt, gelesen, gesichtet, geordnet und dann beurtheilt werden, bevor es, in eine schöne Form gegossen, der Welt übergeben werden konnte! Bei einem Gelehrten in den

vierziger Jahren, der für Haus und Altäre zu kämpfen hat, würde ein solcher Fleiß uns noch immer die größte Anerkennung abnöthigen, bei einem so jungen und so reichen Mann dagegen, der allen Versuchungen ausgesetzt war, zu welchen Geburt und Verhältnisse einladen und verlocken, verdient er mit Recht die größte Bewunderung. Aber man sieht, der Trieb, uns einen schönen Namen bei der Mit- und Nachwelt zu gründen, muß von vornherein in uns liegen; hineinreden und hineinpredigen läßt er sich nicht, sonst hätten alle berühmten Männer auch berühmte Söhne, Kinder und Kindeskinder.

Darnach trat Schack mit demjenigen Werke auf, das seinen Namen als Uebersetzer den Namen von Johann Heinrich Voß und August Wilhelm von Schlegel ebenbürtig zur Seite stellte, nämlich mit den „Heldensagen des Firdusi", Berlin, 1850—53. Er erregte mit dieser Leistung das allgemeinste Aufsehn; denn die Uebersetzung, wenn man eine solche Arbeit mit diesem Namen belegen dürfte, liest sich so leicht und fließend, wie die Original-Dichtung eines sprach- und formgewandten Meisters selbst; da ist nichts Ungelenkes, Steifes, man hat das Gefühl, als sei Firdusi in Schack neugeboren, singe uns in melodischen deutschen Versen all die gewaltigen Heldenthaten und führe uns all die schönheit- und liebetrunkenen Frauengestalten vor, die er auf seiner ersten Erdenwallfahrt als Perser gesungen hatte.

Ich weiß nicht, ob es Andern ähnlich ergangen ist, wie mir. Als ich mich in diese wundervolle Welt des Firdusi vertiefte, da erschienen mir alle andern Poeten matt und nüchtern. Solche Heldennaturen, solche Hoheit der Gesinnung, so süße Frauenbilder in sehnsuchterweckender Schönheit, und daneben ein so kindlicher Glaube in Verbindung mit der tiefsten Ehrfurcht vor dem Schöpfer des Himmels und der Erde, waren mir noch aus keinem Dichter in solcher Fülle und Großartigkeit entgegen getreten. Und über dies Alles ist jener eigenthümliche Duft und Zauber ausgegossen, in welchen für uns Nordländer der Orient getaucht zu sein pflegt. Dabei überraschte mich die Feinheit der Sitte und des Umgangs und die Art, sich immer auf die sinnigste Weise durch Glück und Segenswünsche einzuführen. Alles in diesen Heldensagen trägt das Gepräge des Uebermenschlichen; die Gestalten gehören einer Zeit an, die über die unsrige körperlich weit hinaus ragte; ihre Kraft, ihre Thaten gehen in das Ungeheuerliche, ohne jedoch den Charakter des Reinmenschlichen zu verlieren, etwa wie die Helden der Ilias an Kraft und Leistungsfähigkeit den Zeitgenossen Homer's gegenüberstanden. Aber so glänzend und thatenreich, so überströmend von tiefsinnigen und erhabenen Gedanken und Gefühlen diese Poesien auch sind, es weht uns doch eine unendliche Wehmuth aus ihnen an, als säßen wir auf den Ruinen einer untergegangenen

12*

Welt, umdüstert von Betrachtungen über den kurzen Traum von allem Schönen hienieden.

Das Verdienst, uns diese großartige Welt mit ihrem Himmel voll Poesie erschlossen zu haben, gebührt Schack, dessen Namenszüge mit dem seines Lieblings Firdusi in Deutschland stets unzertrennlich verbunden bleiben werden. Für die Heldensagen des Firdusi aber sollte Jeder ein Schatzkästlein bereit halten, wie Alexander der Große für die Gesänge Homer's.

Fünf Jahre später, 1857, erschienen die „Stimmen vom Ganges", Berlin, Wilhelm Hertz, und in zweiter Auflage, Stuttgart 1877, Cotta. Das Buch enthielt in seiner ersten Auflage zwölf Dichtungen, in der zweiten ist „Jadu's Meerfahrt" ausgelassen. Es scheint, als ob die „Stimmen vom Ganges" nicht die Beachtung gefunden, die sie ihrem hohen poetischen und inhaltlichen Werthe nach mit Recht in Anspruch nehmen können. Es sind die reizendsten Legenden, der Mehrzahl nach den Purana's entnommen, jenen großen theosophischen, zur Verherrlichung der verschiedenen Götter, besonders aber des Wischnu, verfaßten Gedichten, die in der Lehre von der Verneinung des Willens zum Leben, der Nichtigkeit und Traumhaftigkeit der ganzen Erscheinungswelt, vielfach an die heiligen Schriften der Buddhisten anklingen. Indeß sind diese Dichtungen nicht als bloße Uebersetzungen zu betrachten, sondern es sind Bearbeitungen

eines gegebenen Stoffes, bei welchen die künstlerische Einsicht des Dichters hier erweitert, dort verkürzt und überall die Schönheit des Ganzen ins Auge faßt, ohne jedoch an dem Kerne der Erzählung selber zu rütteln. Die Auswahl der einzelnen Erzählungen ist mit großer Umsicht und jener Feinheit des Geschmackes getroffen, die Schack von jeher ausgezeichnet hat. Die Poesien lassen uns einen Blick thun in die Lebensweise der Inder, wir lernen ihre Denkungsart, ihre Ansichten, ihre Weltanschauungen aus ihnen kennen; ernste oder heroische Stoffe wechseln mit heitern, lebensfrischen und erotischen Gemälden ab. Jedes Gedicht ist ein köstliches kleines Epos.

In dem ersten „Prahrada" wird uns der Trotz des Riesen Kasipu geschildert, dessen gottlosen Bruder Jakscha Wischnu vernichtet hat, weil er die ewigen Götter selber bedrohte. Kasipu will den Tod seines Bruders an Wischnu rächen, und er fühlt die Kraft dazu in sich, um so mehr, als ihm von Brahma verheißen worden, daß kein Gott noch Mensch, noch Thier ihn tödten, keine Waffe ihn verwunden werde; vor seinen Werken, seiner Größe soll Wischnu's Macht in den Staub getreten werden. In seinem Racheдurste unterjocht er nun die Völker, eines nach dem andern, und zwingt selbst die Götter ihm zu dienen; nur Brahma, Siva und Wischnu machen sich unsichtbar, bis das Maß seiner Sünden voll ist. Er wüthet hierauf gegen alle Bekenner des Wischnu,

mordet selbst die Einsiedler und Büßer und will keine Verehrung der Götter dulden.

Er hat einen Sohn Prahrada, der schon als Kind einen vollständigen Gegensatz zu seinem Vater bildet. Er ist ein inbrünstiger Anbeter und Bekenner des Wischnu, und in seinem kindlichen Herzen schon keimt und wächst die reinste Frömmigkeit und die Sehnsucht, dermaleinst mit Wischnu auf ewig vereint zu werden.

Kasipu sucht nun den Gottesglauben in seinem Kinde durch die furchtbarsten Strafen auszurotten und bedroht das Leben desselben immer von Neuem. Aber Prahrada wird seinem Gotte nicht untreu und Wischnu rettet und befreit ihn aus allen Drangsalen. Als der Knabe gar behauptet, Wischnu sei überall und in Allem, da schlägt Kasipu mit gewaltiger Faust an eine Jaspissäule und ruft wüthend aus: „Dann muß er auch in dieser Säule sein!“ Und siehe da, die Säule öffnet sich und der Gott, der allgewaltige Wischnu, tritt aus ihr hervor, halb als Löwe, halb als Mensch gestaltet. Von dem Lichtglanze der Gottheit geblendet, in sich zusammengebrochen, ruft Kasipu aus:

Nun vereitelt seh' ich jene Losung,
Daß nicht Mensch, noch Gott, noch Thier mich tödten
Werde, denn die drei vereint und dennoch
Ihrer keins ist dieser Menschenlöwe.

Wie die flatternde Mücke die Feuersbrunst, so fällt der Riesenleib des Gottverächters den Tatzen des göttlichen Ungeheuers zur Beute und ebenso das ganze Riesenheer. Nach dessen Vernichtung kleidet sich Wischnu wieder in Milde und Herrlichkeit mit der blauen Lotoskrone auf dem Haupte. Die Götterschaaren eilen ihrem alten Sitze wieder zu; der fromme Knabe aber wird von Wischnu gesegnet und von ihm aufgefordert, unter seinem Schutze, gerecht herrschend und die Götter verehrend, ein Hort und Schirm der Guten zu sein.

Das zweite Stück erzählt in ihrer ältesten Gestalt die schöne Sage, nach welcher Kalidasa sein berühmtes Drama Sakuntala bearbeitet hat, und ist dem Mahabharata entnommen. Wunderschön und sicher zu dem Herrlichsten der Poesie gehörend ist hier die Rede der Sakuntala vor dem Könige, als er sie und ihr Kind nicht erkennen will.

Die dritte Nummer Bharata hat völlig indischen Charakter. Der König dieses Namens ist der fromme Sprößling frommer Väter. Er hat lange geherrscht und durch eine milde und gerechte Regierung sein Volk beglückt. Als seine Tage zur Neige gingen, überließ er sein Reich seinen Söhnen, trennte sich von Allem, was ihm bis dahin lieb und werth gewesen, um in Waldeseinsamkeit sich in die Gottheit zu vertiefen, alles Irdische in sich zu ertödten und sich so der ewigen Seligkeit würdig zu machen. Er

harrt bereits sehnsüchtig seiner Aufnahme in den Schooß der Gottheit entgegen, als er eines Morgens an dem Ufer des Stromes das Gebrüll eines Löwen aus der Ferne vernimmt und eine Antilope daherstürzen sieht, die sich ängstlich nach dem ihr folgenden Jungen umsieht, in den Strom geräth, von den Wellen fortgerissen wird und an den Klippen zerschellt. Voll Mitleid mit dem verlassenen hilflosen jungen Thiere erbarmt er sich desselben, hegt und pflegt es mit liebender Sorgfalt und findet in dem anhänglichem Geschöpfe wieder so viel Freude an dem Leben, daß er darüber die Gottheit und den Himmel mit all seinen Herrlichkeiten vergißt. Der Alles vernichtende Tod nimmt auf seine Liebhaberei keine Rücksicht, sondern macht seinem Dasein plötzlich ein Ende. Sterbend hängt sein Auge noch zärtlich an seinem leichtfüßigen Liebling, der ihm aus Gram nachstirbt. Weil aber die Seele Bharata's sich noch nicht vollständig in den Urgeist vertieft hatte, weil sie noch mit Dingen der Zeitlichkeit beschäftigt war, so mußte er statt zur Gottheit zurückzukehren, von neuem durch die Körperwelt wandern, und man sagt, er sei nach seinem Tode als Gazelle wiedergeboren worden. Es springt in die Augen, wie viele Verwandtschaft der sich in dieser Sage kundgebende altindische Glaube mit Schopenhauers Lehre von der Verneinung des Willens zum Leben hat.

Hierauf folgt eine überaus reizende Erzählung,

welche die Liebe des Götterjünglings Pradyumna zu der schönen Prabhavati, der Tochter des Riesenkönigs von Swapura, zum Inhalt hat. Er hat sie in den Gärten ihres Vaters gesehen, wie sie Frühlingsblumen pflückte, und wird seitdem von Liebe und Sehnsucht nach ihr verzehrt. Aber da die Riesen Feinde der Götter sind, zweifelt er daran, daß die Erdenjungfrau jemals den Götterhimmel mit ihm theilen werde. Da fällt sein Blick auf eine Schaar von Schwänen, die sich auf den Wellen des Sees wiegen, und er bittet sie, ihm eine Liebesbotschaft an Prabhavati zu überbringen. Sie willigen ein, fliegen davon und lassen sich rauschend auf den See vor dem Schlosse nieder, wo die schöne Königstochter auf der Terrasse stand und sich an dem Anblicke des Mondes weidete. Der Fürst der Schaar, der klügste und stattlichste unter den Schwänen, klimmt zu ihr empor, erzählt ihr von der Liebe des herrlichen Götterjünglings zu ihr, von seiner himmlischen Schönheit, seiner Sehnsucht, sie zu sehen, und erweckt durch seine Beredtsamkeit in ihrem Herzen selber glühende Liebe, daß sie das Verlangen, ihn kennen zu lernen, nicht unterdrücken kann. Sodann eilt der Schwan zum König und erzählt ihm, daß er auf dem Berge Meru jüngst eine Sängertruppe gesehen, die durch ihre Leistungen Alle zur Bewunderung hingerissen, und denen selbst die Götter ihren Beifall nicht hätten versagen können. Vor Niemandem aber

würden sie mit größerer Freude singen, als vor dem König von Swapura und dessen Beifall zu verdienen suchen. Begierig und ungeduldig zugleich heißt der Riese den Schwan, die Gesellschaft sofort herbeizuholen. Dieser theilt nun seinen Plan Pradyumna mit, und der Liebende gewinnt die übrigen Götterjünglinge und die Himmelsnymphen dazu, mit ihm als Sänger und Tänzerinnen verkleidet, vor dem Riesenkönig zu erscheinen. Ihr Spiel entzückt den ganzen Hof, der König läßt Gold und Diamanten zur Belohnung auf sie niederregnen und beredet sie zu einem längeren Aufenthalte im Schlosse. Der Schwan vermittelt die Zusammenkunft der Liebenden, sie sind bald ein Herz und eine Seele und schließen eine Gandharva-Ehe, bei welcher die Trauungsceremonien von den Liebenden durch Eid und Gelübde selber vollzogen werden. Als der Herbst herannaht, da entführt Pradyumna seine von Schönheit strahlende Gattin in einem von tausendköpfigen Schlangen gezogenen Wagen nach der Welt der Götter, um mit ihr alle Wonnen und Seligkeiten derselben zu theilen. Die Dichtung ist überaus anziehend und mit der ganzen Farbenpracht einer orientalischen Phantasie ausgestattet.

In „Saubhari“ wird uns ein Büßer vorgeführt, der bereits durch Beten, Fasten und Kasteien bis zum Skelett abgemagert ist, aber trotzdem von der Sehnsucht ergriffen wird, Kinder zu haben, als er

sieht, wie die Kinder des Fischkönigs um ihren Vater herumspielen, wie sie an ihm hinaufklettern, sich auf seinen Knieen schaukeln und ihn liebkosen. Abgelebt wie er ist, will er durchaus noch Vaterfreuden in dieser Welt erleben. Er begiebt sich nun zu dem Könige Mandhatri, um eine von dessen fünfzig Töchtern zu beglücken. Der König ist über das Anliegen des sonderbaren Heiligen ganz bestürzt und zögert lange mit seiner Antwort, worüber der heißblütige Brautwerber unwillig wird und ihn daran erinnert, daß seine Ahnherren Männern von der heiligen Kaste jeden ihrer Wünsche zu befriedigen gesucht hätten. Mandhatri hofft nun, sich seiner dadurch zu entledigen, daß er seine Zustimmung von der Einwilligung einer seiner Töchter abhängig macht, wie es der Brauch seines Hauses verlange. Er läßt den Mann von der heiligen Kaste dann durch seinen Kammerdiener in das Frauengemach führen. Wie dieser die Thüre öffnet, schreitet Saubhari durch dieselbe in der Gestalt des schönsten Jünglings, in welchen ihn der Fischkönig plötzlich verwandelt hat. Der König, durch den Kammerdiener von diesem wunderbaren Vorgange benachrichtigt, weiß nicht, was er davon denken soll. und beide sehen sich ganz verstört an. Seine fünfzig Prinzessinnen-Töchter machen sich sämmtlich den Besitz des schönen Jünglings streitig, so daß dem Vater nichts übrig bleibt, als sie ihm alle fünzig in die Arme zu führen. Saubhari ist damit einverstanden,

zieht mit dem ganzen Schwarm auf das Land, läßt fünfzig Paläste bauen und auf das Prachtvollste für eine jede einrichten. Nach einiger Zeit, als sie der König besucht, hört er mit Erstaunen, daß die Eine sich noch immer glücklicher als die Andere fühlt und nur den Neid der übrigen Schwestern besorgt. Saubhari wird von seinen Frauen bald mit der ansehnlichen Zahl von 150 Söhnen beschenkt. Er hat jetzt vollauf Gelegenheit sich nach Herzenslust liebkosen zu lassen und sich an dem Geschrei, Lärmen und Poltern seiner Kleinen zu erfreuen. Aber seine Wünsche gehen immer weiter, er kann den Tag nicht erwarten, wo diese 150 Söhne erwachsen sein und ebenfalls heirathen und Kinder bekommen werden, die er auch noch auf den Knieen zu schaukeln gedenkt. Auch das erlebt er; aber dann wird er stutzig und er findet, daß seine Wünsche auf solche Weise nie ein Ende nehmen werden, und daß ihm der Fischkönig einen argen Streich gespielt hat. Er sucht nun seinen fünfzig Frauen alle Weltlust zu verleiden, mit welchem Erfolge, wird nicht gesagt; er selbst aber nimmt sein altes Büßerthum wieder auf, um die irdische Seligkeit mit der himmlischen zu vertauschen. Der Schluß lautet:

Wer, wie sich geziemt, mit Andacht
Die Legende von Saubhari
Und von seiner Heirath liest,

Der geht frei von sünd'ger Gierde
Selig in den Himmel ein.

Um die Aufmerksamkeit alter Freunde der Poesie auf diese „Stimmen vom Ganges" zu lenken, möge die Beleuchtung von fünf derselben genügen. Auch die übrigen sechs sind nicht minder durch ihren Inhalt, wie durch die Darstellungsweise anziehend und originell. Als die Schönste unter den Schönen glänzt: „Madhava und Sulotschama". Ein genialer Musiker könnte den Stoff zu einer reizenden Oper gestalten, denn er besitzt alles dazu Erforderliche. Der Leser wird sich auch vielleicht überrascht fühlen, in diesen alten indischen Legenden auf Dinge zu stoßen, die wie aus dem Leben unserer Tage gegriffen sind. Wir sehen bei festlichen Gelegenheiten das Volk, vornehm und gering, seine Freude und Huldigung in derselben Weise ausdrücken, wie Solches auch noch heut zu Tage bei uns geschieht. Zu der Vermählungsfeier der Prinzessin Sulotschana hat sich die ganze Stadt festlich geschmückt, die Häuser sind mit Guirlanden verziert, von den Dächern rauschen Fahnen im Winde, die Balkone stellen die schönsten Teppiche zur Schau, selbst Fackeln und Gesang fehlen nicht, und das Volk wogt durch die Straßen wie in London und Paris bei ähnlichen Gelegenheiten.

Sehr dankbar würde der Leser dieser „Stimmen vom Ganges" Schack sein, wenn er zum bessern Verständnisse derselben einige Erklärungen über die

Gottheiten, über die Thier- und Pflanzenwelt beigefügt hätte, da er in allen diesen Dingen der gründlichste Kenner ist. Namentlich würde eine kurze Erläuterung über diejenigen Gottheiten erwünscht sein, die an die Bewohner des Olymp erinnern. Aber auch so haben wir alle Ursache dem Dichter für den reichen und eigenthümlichen Genuß dankbar zu sein, den er uns in seinen „Stimmen vom Ganges“ bietet.

Außerdem enthält die zweite Auflage: „Nalodaya“, ein indisches Gedicht in deutscher Nachbildung. Nal und Damajanti, eine der schönsten Episoden aus dem großen Heldengedichte Mahabharata ist von Bopp und Kosegarten übersetzt, namentlich aber durch Rückert allgemein bekannt und populär geworden. Der Stoff ist so interessant und verführerisch, daß mehrere indische Dichter der Versuchung nicht haben widerstehen können, ihr Talent ebenfalls an demselben zu erproben. Die berühmteste dieser späteren Bearbeitungen der uralten Sage führt den Titel Nalodaya, d. h. Aufgang des Sternbildes Nala, und wird dem Kalidasa, dem Verfasser der Sakuntala, zugeschrieben, rührt aber wahrscheinlich von einem andern gleichnamigen Dichter her. Die Erzählung stimmt ziemlich genau in ihrem Hergange mit derjenigen im Mahabharata überein, nur daß der zweite Gesang ganz episodisch ist und in einer Reihe von erotischen Scenen und Naturbildern das Glück des neuvermählten Paares schildert.

Die spätern indischen Dichter weichen von ihren Vorgängern darin ab, daß sie gern in eine übertriebene Verskünstelei verfallen und diese bis zur förmlichen Spielerei treiben. Von solcher Manie ist auch der Dichter des Nalodaya befallen. Schack konnte nicht umhin, dieser Eigenthümlichkeit Rechnung zu tragen und hat so Gelegenheit gefunden, seine Sprachvirtuosität und seine Reimfertigkeit mit einer so bewundernswürdigen Gewandtheit und Meisterschaft darzuthun, daß selbst Rückerts Seiltänzerkünste dagegen in den Schatten treten. Die Art, in welcher er das thut, beeinträchtigt indeß die Schönheit der Dichtung nicht im Geringsten, sondern erscheint mehr als eine nationale Eigenthümlichkeit, der er nicht aus dem Wege gehen konnte, ohne das Kolorit des Originals zu verfehlen.

Die Bearbeitung dieser uralten Sage des späteren indischen Dichters hat ihre großen poetischen Vorzüge und Schönheiten. Nal und Damajanti, wie wir sie aus Rückert kennen, besteht aus dreißig Gesängen, die zwar jeder sehr klein sind, aber zusammen doch einen ziemlichen Raum einnehmen. Kalidasa's Nalodaya dagegen hat nur vier Gesänge. Die Erzählung ist koncentrirter, die Hauptmomente sind kürzer zusammengefaßt, pikanter, und das Ganze wird dadurch noch wirksamer. Der zweite Gesang, von dessen Inhalte sich in dem ursprünglichen Hauptwerke kaum Andeutungen finden, läßt einen wahren

Liebesfrühling vor uns erblühen. Der Dichter entwirft sinnbethörende Malereien für liebeglühende Herzen. Er führt uns wie in einem Kaleidoskop ein Bild, eine Gruppe schöner Mädchen nach der andern vor und läßt sie unbefangen die Sehnsucht ihres Herzens aussprechen. Er sprüht in diesem zweiten Gesange ein erotisches Feuerwerk aus, so bunt und farbenreich, wie es die glänzendste Phantasie nicht schöner spielen zu lassen vermöchte. Wie kindlich, wie naiv, wie paradiesisch unschuldig nimmt sich dies Liebeleben aus! Nirgends wagt es sich über die Linie der Schönheit hinaus, es ist Alles so sinnbethörend, so bestrickend, wie vielleicht keine andere Literatur etwas Gleiches aufzuweisen hat. Da diese kleine herrliche Dichtung in Deutschland bis dahin höchstens nur den eigentlichen orientalischen Sprachkennern zugänglich war, so hat sich Schack durch deren kunst- und geschmackvolle Nachbildung ein Verdienst mehr erworben.

In dem Werke „Kunst und Poesie der Araber in Spanien und Sicilien“ hat der Dichter ein höchst interessantes, bisher nur sehr Wenigen bekanntes Gebiet vor unsern überraschten Blicken aufgeschlossen. Das Unternehmen hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, denn es fehlte überall an Vorarbeiten. Selbst die politische Geschichte der Araber in Spanien war durch den Spanier Conde zu einem Wirrsal entstellt, da es dem Manne nicht bloß an sachlichen,

sondern auch an sprachlichen Kenntnissen gefehlt hatte, um dieselbe nach einem sorgfältigen Quellenstudium bearbeiten zu können. Gleichwohl war Conde bis in die neueste Zeit die einzige Autorität gewesen, auf welche sich alle Geschichtsschreiber angewiesen sahen. Da endlich gab der berühmte holländische Orientalist Dozy die arabischen Historiker selber im Originaltext heraus und ließ dann eine wahrhaft kritische Geschichte Spániens unter den Arabern vom achten bis zwölften Jahrhundert folgen. Auf diesem Fundamente nun konnte, so weit es die Geschichte anlangt, mit Sicherheit fortgebaut werden. Aber Schacks Augenmerk war noch ganz besonders auf die Kunst und Poesie der Araber gerichtet. Er hatte zu dem Zwecke zwei Sommer in Spanien verlebt, alle die gewaltigen Bauten, die grandiosen Tempel und Paläste durchwandert und studirt, allein er wollte auch das Leben und Treiben in denselben, den Verkehr, die Feste, die in ihnen gefeiert, und vor allen Dingen die Poesie, die darin erklungen, bewundert und königlich belohnt worden war, vor unsern Augen neu erstehen lassen.

Doch hier lag noch Alles im Argen. Es blieb daher nichts übrig, als unmittelbar aus den Quellen selber zu schöpfen. Die Schätze, welche die Dichter der Araber aufgehäuft haben, sind aber so unermeßlich, daß eine einzige Arbeitskraft sie unmöglich an das Licht zu fördern vermag. Das bloße Namens-

verzeichniß der spanisch-arabischen Dichter würde ganze Folianten füllen. Indeß ist die Auswahl des Schönen, die Schack uns vorlegt, noch immer eine sehr erhebliche, und die einzelnen Poesien dienen dazu, die Zeit, der sie angehören, und die Personen, auf welche sie sich beziehen, zu charakterisiren.

Er verbreitet sich eingehend über die Poesie der Araber vor Muhammed, an welche, nach dem Urtheil der Araber selber, ihre spätere Poesie nicht hinanreicht. Nie hat es ein Volk gegeben, selbst die Griechen nicht ausgenommen, bei welchem eine solche Schwärmerei für Poesie alle Klassen der Bevölkerung durchdrang, wie bei den Arabern. Der Dichter war für sie eine gottbegnadete Person, der Stamm wurde für glücklich gepriesen, der sich eines Dichters von Ruf rühmen konnte. Sein Ansehen war kaum geringer, als das des Königs selber. Bei Streitigkeiten wurde er zum Schiedsrichter gewählt, und bereitwillig unterwarf sich Jeder seiner Entscheidung. Merkwürdig ist es bei dem unstäten Umherschweifen heute unter dem Palmendache wonniger Oasen und morgen unter den versengenden Sonnenstrahlen der Wüste, daß die arabischen Dichter einen so hohen Werth auf die technische Vollendung ihrer Poesien legten und ein entdeckter unreiner Reim ihnen Kummer und Sorge bereitete.

An den Höfen der Chalifen wurde der Dichter als der Spender unsterblichen Ruhmes betrachtet.

Für wenige Verse, die ihren Namen in melodischen Klängen der Nachwelt überlieferten, beschenkten diese Fürsten den Dichter in einer Weise, gegen welche sich die gepriesenen Huldigungen eines Augustus oder Ludwig XIV. nur wie Almosenspenden an einen Bettler ausnehmen. Dabei ging die feinste Sitte Hand in Hand mit dem Adel königlicher Gesinnung. Möchten doch die Kaiser und Könige und Fürsten unserer Tage bei diesen Arabern ein wenig in die Schule gehen; sie könnten da Manches lernen, was ihnen besser stehen würde, als der bloße poesielose Soldatenrock!

Aber nicht nur nach diesem Ruhme trachteten sie, den der Lorbeer des Dichters um die Schläfe der Helden flicht, sie waren auch mit ihren Schätzen verschwenderisch, wenn es galt, ihre Völker aufzuklären und der höchsten Bildung zuzuführen. Unter ihnen wurde ganz Spanien mit Schulen und Universitäten übersät, aus allen Ländern Europas, ja selbst aus Afrika, Arabien und Ostindien kamen die Jünger der Wissenschaft, um hier ihren Durst nach Kenntnissen und Belehrung zu stillen. Hakem II. ließ in Cordova sieben und zwanzig Lehranstalten errichten, in denen die Kinder der Unbemittelten unentgeltlich unterrichtet wurden. Während im übrigen Europa alle Bildung einzig in den Klöstern heimisch war und nur selten außerhalb derselben Jemand lesen oder schreiben konnte, gab es um die Mitte des

neunten Jahrhunderts in Spanien kaum Einen oder den Andern, der diese Kunst nicht verstanden hätte. Der Chalif Hakem II. war ein so großer Liebhaber von Büchern, daß er in Cordova eine Bibliothek von viermalhunderttausend Bänden zusammenbrachte, die er nicht bloß alle gelesen, sondern auch mit handschriftlichen Bemerkungen versehen haben soll. Durch ihr Bewässerungssystem, durch angeborenes Talent und eine unermüdliche Thätigkeit hatten die Araber Spanien auf die höchste Stufe landwirthschaftlicher Leistungsfähigkeit erhoben; selbst öde und sandige Flächen waren von ihnen in blühende Gefilde umgewandelt worden.

Man staunt über die unendliche Fülle von Bildung und Fähigkeiten, die in diesen Arabern steckte, über die Anmuth, die Gefühlstiefe und den idealen Zauber, der ihre Poesie durchweht. Jetzt sind sie geistig todt, aber es könnte der Tag kommen, wo dieser Geist neu erwacht und noch einmal die Welt zu seiner Bewunderung herausfordert.

Schack erzählt uns in seinem Werke die rührendsten und erhebendsten Beispiele von echter Ritterlichkeit und Hochherzigkeit der Gesinnung, und ebenso von der geistigen Schlagfertigkeit des Volkes, die sich schon im kindlichen Alter oft glänzend offenbarte.

Der Verfasser schüttet dann in weiterer Folge ein Füllhorn des interessantesten Inhalts vor uns

aus; er schildert den Geist der altarabischen Poesie und ihrer Träger, und hier fällt es uns als merkwürdig auf, daß diese Araber, die so geistreich, so strebsam und so fein gebildet waren, weder Griechenland noch Rom kannten und vollkommen unbekannt waren mit den künstlerischen, poetischen und wissenschaftlichen Leistungen jener zwei großen Kulturvölker. Sie waren, wie in ihrer Wüste, so auch geistig von der übrigen Welt abgeschlossen. Weder Homer, Pindar Sophokles, Plato, noch Horaz und Virgil existirten für sie.

Hieran schließt sich eine Blüthenlese aus den Poesien der spanisch-arabischen Dichter in der fließendsten und elegantesten Nachbildung, immer au der Hand der Geschichte und historischer Personen. Alle Dichtungsarten sind vertreten, von den süßesten Liebesliedern bis zu den ergreifendsten Tönen der Elegie, die da klagt über den Untergang aller irdischen Herrlichkeit und Größe. Die Lage und Stellung der Frauen in Spanien unter den Arabern bildet ebenfalls ein anziehendes Kapitel. Die erotischen Dichtungen zeichnen sich besonders aus durch die Gluth der Empfindung und durch die verführerische Ausmalung weiblicher Schönheit. Dem gegenüber erfüllt uns das allmälige Zusammenbrechen der Herrschaft der Araber in Spanien, und vor Allem der tragische Untergang Al Motamid's, des edlen und hochherzigen Königs und

Dichters von Sevilla, und dessen Leiden in dem Kerker von Agmat mit der tiefsten Wehmuth; denn wir sehen in ihm ein erschütterndes Beispiel von dem Wechsel des Glücks und wie der Edle in dieser Welt oft schmählich zu Grunde geht, während der nichtswürdige Schurke triumphirt.

Der erste Band des Werkes lehrt uns die Geschichte Spaniens unter den Arabern kennen, von ihrem ersten Auftreten als Eroberer der Halbinsel bis zu ihrer Vertreibung aus derselben, und macht uns gleichzeitig bekannt mit den Sitten, Gebräuchen, der Lebensweise und Allem, was zum Verständniß dieser großen Episode in der Geschichte der Völker Europas erforderlich ist. Die mächtigen Herrscher der Araber, die acht Jahrhunderte lang Spanien auf eine so glänzende Höhe geistiger wie materieller Kultur erhoben haben, daß sie die Bewunderung der ganzen Welt auf sich zogen, läßt der Verfasser in geistreicher Beleuchtung an uns vorüber schreiten und weiß dadurch den Leser wunderbar zu fesseln.

Der zweite Band sucht die Araber in Sicilien auf, und zeigt in manchen Proben, wie sich die Poesie dieses Volkes dort auf altgriechischem Boden gestaltet hat; dann wieder nach der pyrenäischen Halbinsel zurückkehrend, bespricht er die gegenseitigen Berührungen, welche die Araber mit den christlichen Völkern hatten, die natürlich nicht ohne Einwirkung

auf die Poesie der christlichen Dichter bleiben konnten. Auch ihre Baukunst und deren Reste in Sicilien und Spanien lieferten den Stoff zu lehrreichen und anziehenden Darstellungen; namentlich möchte die Schilderung der Alhambra in Granada das Schönste sein, was je über diese staunenerregende Schöpfung maurischer Baukunst gesagt worden ist.

Das Buch schließt wie eine erschütternde Tragödie, die heiter begann und in Thränen endet. Denn etwas Ergreifenderes und Empörenderes ist noch niemals von der Geschichte verzeichnet worden, als die bornirte und barbarische Vernichtung und Vertreibung der Araber aus Spanien, und wie das spanische Pfaffenthum die letzten Reste dieses hochgebildeten Kulturvolkes in der Marterkammer und auf dem Scheiterhaufen elend zu Grunde richtet. Indeß die Nemesis rächt bis auf diesen Tag an den Enkeln die Schandthaten ihrer Väter, und das Spanien unserer Tage liegt wüst und öde im Vergleich mit dem, was es unter den Arabern war.

Schack gibt sein Werk „Kunst und Poesie der Araber in Spanien und Sicilien“ mit der größten Bescheidenheit nur für einen ersten schwachen Versuch über diesen Gegenstand aus, allein es offenbart sich darin ein so gründliches Quellenstudium, ein solcher Fleiß, eine solche Beherrschung des Stoffes und eine Kunst der Darstellung, daß es gewiß keinen Leser

geben wird, der das Werk nicht mit dem größten Genusse kennen lernen und als einen werthvollen Schatz bleibend aufbewahren wird. Wir besitzen an demselben ein Kunstwerk, in welchem die Geschichte zur Poesie geworden ist.



Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.